



Der Niklas wurde bös und wild,
 du siehst es hier auf diesem Bild!
 Er packte gleich die Buben fest,
 beim Arm, beim Kopf, bei Rock und West,

den Wilhelm und den Ludewig,
 den Kaspar auch, der wehrte sich.
 Er tunkt sie in die Tinte tief,
 wie auch der Kaspar »Feuer« rief.

Bis übern Kopf ins Tintenfaß
 tunkt sie der große Nikolas.



Du siehst sie hier, wie schwarz sie sind,
 viel schwärzer als das Mohrenkind.
 Der Mohr voraus im Sonnenschein,
 die Tintnbuben hinterdrein;
 und hätten sie nicht so gelacht,
 hätt Niklas sie nicht schwarz gemacht.

Aus : Dr. Heinrich Hoffmann : Der Struwwelpeter

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prug.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 11.

14. März 1861.

Inhalt: Wilhelm Tell; Sage oder Geschichte? Von Wilhelm Senft. — Betrachtungen über die Religionsansichten der Nationen des Alterthums. Von Karl Silberflüg. II. — Literatur und Kunst. Geschichte. (Mayer, „Griechenlands Befreiung durch die Römer. Ein Beitrag zum Verständniß der neuesten Geschichte.“) Belletristik. (Zeising, „Die Reise nach dem Lorbeerkranze.“) — Correspondenz. (Aus Oesterreich. Aus Paris. Aus Neapel.) — Notizen. — Anzeigen.

Wilhelm Tell; Sage oder Geschichte?

Von

Wilhelm Senft.

I.

Die Sage, daß ein Vater gezwungen wird, vom Haupte seines Kindes einen Apfel zu schießen und daß es ihm gelingt, seine Schützenmeisterschaft auch in dieser furchtbaren Probe zu bewähren, findet sich in merkwürdiger Uebereinstimmung bei mehreren germanischen Völkern. Das charakteristische Moment liegt darin, daß tyrannischer Uebermuth den Vater, um ihn zu verderben, zu dem Wagniß zwingt. Darum gehört die griechische Sage vom Schusse des Alkon nicht in diesen Kreis. Das Epigramm des Gätulicus lautet in der Uebersetzung von Jacobs:

Alkon, als er umstrickt von dem feindlichen Drachen den kleinen
Sohn sah, spannte nach ihm zitternd des Bogens Geschloß.
Auch nicht fehlte er das Ziel: denn über dem Scheitel des Knäbleins
Drang der befügelte Pfeil tief in den Rachen des Thiers.
Aber für immer entsagend dem Nord, hat Alkon am Wickstamm
Bogen und Köcher gehängt, Zeugen der Kunst und des Glücks.

Verwandter ist schon die altenglische Ballade von den drei Schützen, in welcher Wilhelm von Cloudestly seinem siebenjährigen Sohne einen Apfel vom Kopfe schießt, um die königliche Gnade zu erwerben und sein

durch frühere Thaten verwirktes Leben zu retten. Die wesentliche Verschiedenheit liegt darin, daß es der Vater selbst ist, der auf den Gedanken dieser Probe kommt, und sich freiwillig sie auszuführen erbiethet.

Die älteste hierher gehörige Sage ist die im 27. Kapitel der Wilkinisage enthaltene isländische, die wir nach von der Hagen's Uebersetzung geben: „Da wollte der König Nidung einstmal versuchen, ob Eigil so schießen könnte, wie von ihm gesagt war oder nicht. Er ließ Eigil's dreijährigen Sohn nehmen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen und gebot Eigil danach zu schließen, sodas er weder darüber hinaus, noch zur linken, noch zur rechten vorbei, sondern allein den Apfel träfe; nicht aber war ihm verboten, den Knaben zu treffen, weil man wünschte, daß er schon von selber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte, und auch einen Pfeil nur sollte er schießen und nicht mehrere. Eigil nahm aber drei Pfeile, bestederte sie, legte den einen auf die Senne und schoß mitten in den Apfel, sodas der Pfeil die Hälfte desselben mit sich hinwegrifs und alles zusammen auf die Erde fiel. Dieser Meisterschuß ist lange hochgepriesen worden und der König bewunderte ihn auch sehr und Eigil war berühmt vor allen Männern und man benannte ihn Eigil den Schützen. König Nidung fragte Eigil, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur gestattet worden, einen zu schießen? Eigil antwortete: « Herr » — sagte er — « ich will nicht aeaen Euch läaen: « wenn ich den Knaben mit dem Pfeil getroffen hätte, so waren Euch diese beiden zugebach! » Der König aber nahm dieses gut auf und alle meinten, daß Eigil mit rechtem Muthes gesprochen habe.“

Die dänische Sage hat Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert schrieb, im 10. Buch seiner dänischen Geschichte aufgezeichnet; das Ereigniß hat sich unter der Regierung des Königs Harald Blauzahn, im 10. Jahrhundert, zugetragen:

„Ein gewisser Toko, der eine Zeit lang in des Königs Diensten gestanden, hatte sich durch seine Thaten, welche die seiner Gefährten überragten, viele Feinde gemacht. Als sie nun einst bei einem Gelage sich trunkenen Muthes unterhielten, rühmte er sich, ein so geschickter Schütze zu sein, daß er einen noch so kleinen auf einen Stock gesteckten Apfel aus weiter Entfernung mit dem ersten Schusse treffen könne. Diese Ruhmredigkeit vor den Neidern gelangte zu den Ohren des Königs und die Tücke des Fürsten verkehrte das Selbstvertrauen des Vaters in eine Gefahr für den Sohn: denn dessen theueres Leben befahl er statt eines Stabes hinzustellen, und mit dem Kopfe sollte der Ruhmredige für seine eitle Prahlerei büßen, wenn er nicht auf den ersten Schuß den Apfel treffen würde. So zwang der hinterlistige Befehl den Krieger, noch Größeres auszuführen, als er versprochen hatte. Doch die

festen Tapferkeit, wenngleich in die Schlingen des Netzes verwickelt, konnte das gerechte Selbstvertrauen nicht zu Schanden machen und unternahm die Probe um so zuversichtlicher, je schwieriger sie war. Tolo brachte daher seinen Sohn und ermahnte ihn ernstlich, mit gleichem Ohr und unverwandtem Haupt so ruhig als möglich das Rauschen des herankommenden Geschosses zu erwarten, damit er nicht durch eine leichte Bewegung des Körpers den Erfolg der größten Kunstfertigkeit vereitle. Um ihm die Furcht zu benehmen und daß er nicht vor dem Anblicke des heranfliegenden Pfeiles erschröke, ließ er den Knaben auch noch das Gesicht umbrehen. Hierauf nahm er drei Pfeile aus dem Röcher; der erste, den er auf die Senne legte, traf das gefetzte Ziel; hätte der Zufall statt dessen des Jünglings Haupt dem Pfeile preisgegeben, so wäre des Sohnes Strafe ohne Zweifel auch für den Vater zur Gefahr geworden und das Abirren des Geschosses hätte den Schützen des Loses des Erschossenen theilhaftig gemacht. Darum weiß ich nicht, ob ich des Vaters oder des Sohnes Muth mehr bewundern soll, deren einer durch die Meisterschaft seiner Kunst sich vor Kindesmord bewahrt, deren anderer durch körperliche und geistige Standhaftigkeit von sich das Unheil und vom Vater das Verbrechen abgewendet, sein Leben und seines Vaters Wohl erhalten hat. — Als aber der König den Tolo fragte, warum er mehrere Pfeile aus dem Röcher genommen, da er das Glück seines Bogens doch nur Einmal hätte versuchen dürfen? erwiderte er: «Um an dir durch die Spitze der andern das Fehlen des ersten zu rächen, damit nicht, während meine Unschuld büßen müßte, deine Gewaltthat ungestraft bliebe!» — Durch dieses so freimüthige Wort zeigte er, daß ihm der Name des Tapfern, dem Königsgebot aber Strafe gebäre.

„Aber der aus diesem Drang der Noth Errettete gerieth bald darauf in einen ähnlichen Sturm der Gefahr. Denn als Harald der Kunst, mit welcher die Finnen ihre schneeigen Waldgebirge durchstreifen, sich oft zur Uebung befließigte, wurde Tolo, der in ähnlicher Weise seine Geschicklichkeit hierin zu rühmen wagte, angetrieben, bei dem Felsen Solla eine Probe davon abzulegen. Was ihm an Uebung gebrach, ersetzte er durch Muth. Denn nachdem er den Gipfel der hochragenden Klippe erstiegen, vertraute er sich einem schwachen Steden an und, glatte Breter unter die Sohlen befestigend, trieb er das geschwinde Fahrzeug in die jähe Tiefe. In pfeilschnell hinabjagendem Laufe zwischen zerrissenem Gellipp gelang es ihm nichtsdestoweniger sich mit unverzagter Hand hindurchzusteuern. Denn ihm konnte weder die Größe der Gefahr noch ein schauernder Schwindel des Körpers Festigkeit bewältigen. Einen andern würde beim Anblick des unermesslichen Abgrundes noch vor dem Eintritt in die eigentliche Gefahr die ganze Stumpfsheit des Entsetzens überkommen haben. Als endlich das Fahr-

zeug, auf dem er durchgeschüttelt stand, an den Felsen zertrümmert war, erreichte er zufällig und noch unverletzt auf dem Reste der Breter Sicherheit und, dem Untergange schon nahe, in glücklichem Schiffbruche, erfaßte er noch unversehrt den Anker der Rettung. Denn wenn ihm das entgegenstehende Gestein, daran er prallte, das Fahrzeug auch zerbrach, gewährte es doch dadurch eben dem Laufe einen sichern Ausgang. Ohne die zurückweisende Kraft der Felsen, ohne die ungeheuern Schlünde würde der ungehemmte Ungestüm ohne Zweifel im Meer sein Ende gefunden haben. Dort am Gestade nahmen Schiffer den Toko auf, sein gutes Glück trug aber das Gerücht von einem kläglichen Ausgange dem feindseligen Könige zu; die Trümmer der Fußbreter, die man aus den Wogen fischte, bestätigten es, Toko aber, der nun zur Erkenntniß gekommen war, daß man seiner Kühnheit, statt sie zu belohnen, nur Falln stellte, mied Harald's unheilvolle Nähe und verwandte nunmehr alle Mühe auf die kriegerische Ausbildung seines einzigen Sohnes Sueno. Als aber Harald, sorgloser geworden, sich später einmal in einen dichten Wald zurückgezogen hatte, traf ihn das Geschloß des rachedürstenden Toko. Verwundet wurde er von den Seinigen nach Zulin zurückgebracht und starb dort kurz darauf."

Einer andern Quelle folgt der dänische Geschichtschreiber Albert Cranz — wenn er nicht etwa für gut befunden hat, die von Sazo überlieferte und von andern diesem nachgeschriebene Sage auf eigene Hand zu Gunsten des Königs umzuwandeln. Bei Albert Cranz ist Toko ein gewaltiger Prähler; um ihn dafür zu strafen, legt ihm der König die Probe auf. Die Frage nach den beiden andern Pfeilen beantwortet Toko hier folgendermaßen: „Du hast mich durch deinen Befehl in diese Gefahr gebracht; hätte meine Hand gefehlt, so hätte dein Herz den zweiten empfangen, und wer sich von den Deinigen geregt hätte, den dritten!“ Der König ließ den gerechten Schmerz des tapfern Mannes ohne Strafe.

Verdächtig ist, daß Cranz den volksberühmten Namen Palma Toko ganz verschmeigt, daß er die Abenteuer der Fahrt auf den Schneeschuben unterdrückt, daß er für nöthig hält, auch noch dem dritten Pfeile eine besondere, noch dazu sehr ungläubhafte oder unnütze Bestimmung zuzuweisen: denn gegen eine ganze Schar von Kriegern hätte sich Toko mit Einem Pfeile doch nicht vertheidigen können, und er hat sicher für den Fall eines unglücklichen Ausganges an nichts weiter gedacht, als sich am Könige zu rächen. Darum ist die mit der isländischen Sage übereinstimmende Angabe Sazo's, daß Toko die beiden übrigen Pfeile dem Könige bestimmt, gewiß die echte Ueberslieferung aus dem Volksmunde.

Bei der isländischen und der dänischen Sage läßt sich, in Mangel genügender Quellen, nicht entscheiden, wie viel Wirklichkeit zu Grunde

liegt: aber wir haben auch kein sonderliches Interesse danach zu fragen; denn so außerordentlich auch diese Thaten sind, es folgt nichts daraus oder knüpft sich nichts daran, was eine allgemeine Bedeutung hätte. Ganz anders verhält es sich mit der schweizerischen Sage von Wilhelm Tell. Diese stimmt als heroische Einleitung so vortrefflich zu den unmittelbar sich anschließenden, ebenso großartigen als für die allgemeine Staatenentwicklung folgenreichen Siegen des Schweizervolks, daß wir an Entscheidung des Streits, ob es einen Tell gegeben und ob er solche Thaten vollbracht, wie die Sage ihm zuschreibt, einen von der Sympathie für Schiller's Dichtung unabhängigen Antheil nehmen, und daß wir schon um deswillen dem Glauben an die geschichtliche Wirklichkeit nur ungern entsagen würden.

Die erhaltenen Geschichtsquellen vom Tell widersprechen einander oder bestätigen sich wenigstens nicht gegenseitig; der schweizerische Patriotismus hat sich mit einer solchen Leidenschaft der Sache angenommen, daß, als der Pfarrer Uriel Freudenberger zu Nigierz in einer 1760 herausgegebenen anonymen Schrift: „Guillaume Tell, fable danoise“, mit Entschiedenheit Tell's Existenz leugnete, der Staat Uri diese Schrift verbrennen ließ und durch ein dringendes Schreiben die übrigen Cantone bewog, ihr Mißfallen über diese Abhandlung zu bezeugen. So ist die Sage vom Apfelschuß zu Altorf ein wahrer Zankapfel unter den Geschichtsforschern geworden. Mit großer Unparteilichkeit und Gründlichkeit haben in neuester Zeit zwei deutsche Gelehrte, Ideler (Berlin 1836) und Häuffer (gekürnte Preisschrift, Heidelberg 1840) in besondern Schriften ihr Urtheil abgegeben; beide erkennen die Existenz des Wilhelm Tell als zweifellos an, beide leugnen aber die Wirklichkeit der von der Sage ihm zugeschriebenen Thaten.

Die Befreiung der Schweiz und die Erzählung von Tell fällt in die ersten Jahre des 14. Jahrhunderts. Es ist erwiesen, daß aus dieser und der unmittelbar darauf folgenden Zeit eine Reihe von Chroniken der schweizer Begebenheiten vorhanden gewesen, diese alle sind jedoch in spätern Zeiten untergegangen. Der älteste uns erhaltene Chronist ist der Mönch Johann von Winterthur, etwa um 1348 in den vierziger Jahren seines Lebens gestorben. Er hat als Schüler den besiegten Herzog Leopold von Oesterreich aus der Schlacht von Morgarten auf der Flucht durch Winterthur kommen sehen. Er erzählt den Kriegszug der Oesterreicher, doch von dem Anlaß zur Auslehnung der Schweizer weiß er nur im allgemeinen zu sagen, daß sie den dem Herzoge schuldigen Gehorsam und Dienst verweigert hätten, irgendeine That der Verdrückung oder Auslehnung vermag er nicht anzugeben; hingegen weiß er, als Mönch, Wort für Wort das Gebet des in seinen Thälern vom Feinde eingeschlossenen Volks. Von den Führern des Aufstandes

ist ihm kein einziger bekannt, wol aber der Graf von Toggenburg, der eine Vermittelung zwischen den Parteien versucht hat; über die nachfolgenden großen Kämpfe ist er verhältnißmäßig wohlunterrichtet.

In der Zeitfolge kommt nun, nach der gewöhnlichen Annahme, der Stadtschreiber Justinger aus Bern, der im Jahr 1420 — also allerdings 112 Jahre nach der ersten Stiftung, 67 Jahre nach Eintritt des Freistaats Bern in den Bund — den Auftrag erhielt, eine Geschichte von Bern zu schreiben. Er sagt über den Aufstand: „Vor alten langen Zeiten, ehe das Bern gestiftet ward, hatten die drei Waldstädte großen Krieg. Uri, Schwyz und Unterwalden, den ersten mit den Herren von Kyburg, danach mit den Herren von Habsburg und am letzten mit der Herrschaft von Oesterreich. Und war der Kriege Ursprung, als die von Schwyz und Unterwalden zugehören sollten einer Herrschaft an Habsburg, und Uri an das Gotteshaus zu Fraumünster Zürich. Nun hatten sich die von Uri von altem her verbunden zu den andern zwei Waldstädten. Und war Sache des Kriegs, daß der Herrschaft ihre Böhde und ihre Amtleute, so sie in dem Lande hatte, über die rechten Dienste und die alten Berrichtungen, zu denen man dem Reiche verbunden war, neue Rechte und neue Lasten ausfindig zu machen suchten. Auch waren die Amtleute gar mißwillig gegen Frauenleute: Weiber, Töchter, auch Jungfrauen, und wollten ihre Gewalt mit ihnen treiben, was aber die ehrbaren Leute auf die Länge nicht vertragen mochten und setzten sich wider die Amtleute. Also erhoben sich große Feindschaften zwischen der Herrschaft und den Ländern.“ Hierauf geht Justinger zu einer ausführlichen Beschreibung des Kriegs mit Oesterreich und der Schlacht bei Morgarten über. Auf dieses Schweigen des Johannes Vitoburanus und des Justinger über Wilhelm Tell stützt Häuffer seine Hauptbeweisführung, nicht gegen die Existenz, wol aber gegen die Befreiungsthat und Bedeutung Tell's; er gelangt hauptsächlich dadurch zu dem Ergebnisse, „daß Tell in einem kleinen Kreise etwas an sich Unbedeutendes und in seinen Folgen ganz Isolirtes gethan haben möge, was ihn unter seiner Umgebung ausgezeichnet“ (S. 102). Dennoch möchte er wol dieses Schweigen überschätzen. Zur Zeit des Rüttelbundes lag alles, was in den Thälern von Uri sich zutrug, den Bewohnern Berns und Winterthurs fern genug; erst durch den Sieg bei Morgarten zogen die Bewohner der drei Waldstädte die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich; damit traten sie aus ihren abgeschlossenen Vergewilbnissen auf den Schauplatz der allgemeinen Geschichte, den sie von nun an in den härtesten Drangsalen ruhm- und siegreich behaupteten. Es ist denkbar, ja natürlich, daß durch den Glanz und das Geräusch der anschließenden arden Kämpfe, an denen sich die Stammgenossen immer stärker theilnahmen, die Ueberlieferung von den vor jener

epochemachenden Schlacht innerhalb der Thäler vollbrachten Thaten eines einzelnen noch nicht bis zu den Bewohnern der entlegern Städte Bern und Winterthur zur Zeit der Chronisten durchgedrungen; bedurfte es doch selbst in den Ganen, worin sie vollbracht worden waren, der Sammlung einer rubiaern Reiz. ebe sie dort die aerechte Würblauna fanden. Darum sind dem Justinger die Ereignisse vor der Schlacht bei Morgarten „alte lange Zeiten“, darum weiß er von der Verdrückung der Landbögte in den Thälern nicht viel mehr als Johannes von Winterthur.

Von noch weniger Beweisraft ist es, daß der deutsche Annalist Mutius, der im Anfange des 16. Jahrhunderts lebte und schrieb, des Tzell nicht gedenkt: „Es ereignete sich also um das Jahr 1300, daß der Graf von Habsburg in dem engen Thale von Uri einen Edeln als Landvogt hatte, einen stolzen und tyrannischen Mann, der ganz unerträglich geworden war, sowol durch andere tyrannische Handlungen, als auch besonders, weil er in ungezügelter Lust keine schöne Jungfrau oder Frau unverführt ließ. Erst that er es heimlich, dann ging seine Frechheit so weit, daß er es gar nicht mehr verheimlichte, sondern wenn er bei den Edeln der benachbarten Schösser zechte, sich dessen sogar laut rühmte. Da er nun von zwei Zwillingssbrüdern die Schwester entehrt hatte, so tödteten ihn diese. Da der Graf von Habsburg diese That nicht ungeahndet lassen wollte, so verschworen sich auch andere; endlich trat das ganze Thal von Uri bei und, nachdem sie an einem Tage mehrere Edle getödtet hatten, zerstörten sie zwei, ober wie andere wollen, drei Burgen. Auch die Unterwaldner traten sogleich bei und zerstörten ohne Zaubern alle festen Burgen. Die Empörung und des Aufstandes Anfang hatte veranlaßt der Edlen unerträgliche Tyrannei; keinem war etwas Eigenes, was den Bögten gefiel auf den Höfen der Banern und Hirten (denn die meisten lebten als Hirten, wie auch jetzt noch zu sehen), das rafften sie wie ihr Eigenthum weg und keiner wagte es, ungestraft zu fragen, warum sie das thaten. Hatte einer einen fetten Ochsen oder sonst ein schönes Stück Vieh, so führten sie es weg. Hatte einer Butter oder Käse aufbewahrt — das wurde ihm weggeholt, in die Städte am Rhein geschickt und dort gegen Wein umgetauscht, in dem sich die Herren dann täglich betranken. Hatte einer eine schöne Gattin oder Tochter, so luden sie diese auf ihre Schösser ein und kein Ehemann oder Vater durfte einen Verdacht äußern oder auch die Frau oder Tochter nur fragen, was sie auf der Burg getrieben, warum sie so lange sich dort verweilt hätte. Daß ein Volk, das durchaus nicht sklavischer Natur ist, eine solche Tyrannei nicht ertragen hat, darf uns nicht wundern!“

Die Schilderung des Mutius gibt uns ein neues Bild von den

Verhältnissen vor dem Aufstande. Es ist nicht nur die Entfernung vom Regimente in Wien, die den Bögten Muth macht zu ihrem frechen Treiben, diese Bögte, selbst schweizerischen Abelsgeschlechtern angehörig, sind mehr noch durch eine Vergliederung ihnen verwandter und verbündeter Standesgenossen geschützt, die gleich ihnen auf Felsenburgen sitzen und denen sie als Gegenleistung freien Spielraum für alle Willkür und Gelüste gewähren. Die Herrschaft in den Schweizertälern gewinnt so den Anschein einer unbeschränkten Abelsoligarchie. Den Habsburgern war das ferne Stammland entfremdet und zur wenig ertragenden Domäne geworden. weiter bekümmerten sie sich nicht darum, der Druck aber auf das zerstreut in seinen Wäldern wohnende, durch den beständigen Kampf um die Existenz mit den furchtbar gewaltigen Elementarkräften genügsam und sittenrein erhaltene, nicht minder aber zur Einzelfreiheit erzogene und gestählte Hirtenvolk vielfältigste und steigerte sich durch die unberufenen Nebenvögte ins Unerträgliche. Nur einige wenige adeliche Familien in Uri und Unterwalden — an ihrer Spitze die Freiherren von Attinghausen — machten eine rühmliche Ausnahme, indem sie sich volksfreundlich und freiheitsliebend zeigten, darum wurden sie von ihren übrigen Standesgenossen mit dem Spottnamen „Bauernadel“ belegt.

Hier mag es am Orte sein, eines Haupteinwandes gegen die Tellsage zu gedenken. Es stimmen nämlich die später zu erwähnenden Geschichtschreiber, welche die Thaten des Tell ausführlich berichten, im Namen des Landvogts von Uri nicht überein. Von Tschudi wird er Gessler, von andern Grissler oder Gryssler genannt, Schilling nennt ihn den Grafen von Seedorf. Nach Tschudi's Angabe waren die Seedorf weder Grafen noch Freiherren, sondern Edelknechte und gehörten zu den volksfreundlichen Abelsfamilien. Sehr wohl kann aber Seedorf der Guts- und Gessler der Geschlechtsname sein, oder es ist auch möglich, daß das Volk dem verhassten Landvogt den Zunamen des Gesslers oder Geisslers beigelegt hat. Stumpf sagt: „Der Landvogt zu Uri und Schwyz, genannt der Gessler“, und Petermann Etterlein „der Landvogt, genannt Gessler“. Behauptet man doch aus ähnlichen Gründen und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß auch der Name Tell ein Beinamen sei. — Tschudi erzählt, früher hätten die drei Länder nur einen gemeinschaftlichen Reichs-Landvogt gehabt, der ein Graf oder Freiherr gewesen, nicht im Lande gewohnt habe, sondern nur von Zeit zu Zeit gekommen sei; dieser habe sich drei Statthalter je aus den drei Ländern erwählt. „Jetzt aber sing König Albrecht eine Neuerung an, ordnete ihnen zwei sekhafte Landvögte; der eine, der Gessler genannt, war ein Ritter, der sollte Schwyz und Uri regieren. Diesem Gessler gehörte die Burg zu Rüschnach am Luzernersee, darauf er sekhafte war. Der genannte

Landvogt Gessler setzte sich zu Uri in den Thurm zu Altorf, der den Meiern von Altorf zugehörig gewesen.“ — Neuerer Zeit hat man aber zwei Urkunden von den Jahren 1302 und 1314 aufgefunden, aus denen hervorgeht, daß der Ritter Eppe von Râknach von dem Herzoge von Oesterreich mit der Vogtei über Râknach und die drei Dörfer zu Râknach, Hallikon und Immensee beliehen worden und daß diese Vogtei noch 1314 bei demselben Geschlechte gewesen ist. Der Widerspruch scheint uns nicht so erheblich, daß man deswegen die durch alle Chroniken bestätigte Existenz des Landvogts leugnen müßte. Im Gegentheil ist es sehr erklärlich, daß der Herzog, natürlich auf Ansuchen des in Altorf residirenden Landvogts, einem dem Gessler ergebenen oder ihm gar nächstverwandten Ritter die Unterbogtei zu Râknach übertragen hat, zumal da die Stimmung des Volks 1302 schon sehr bedenklich war und die wichtige Reste Râknach eines heftigindigen Schutzes bedurfte. Diese Vermuthung wird noch dadurch unterstützt, daß in keiner Uebersetzung erwähnt wird, Gessler sei verheirathet gewesen.

Gehen wir nun zu näherer Betrachtung der Gründe über, welche ältere Schriftsteller zuerst bemerken haben. an den Thaten wie überhaupt an der Existenz eines Tell zu zweifeln.

Der älteste ist Williman. dar in einem Briefe an seinen Freund Goldast aus dem Jahre 1607 behauptet, daß er keinen Schriftsteller gefunden, der vor 100 Jahren gelebt oder geschrieben und den Tell erwähnt hätte und ferner, daß die Urner selbst über Tell's Heimatsort nicht übereinstimmten und seine Familie oder Nachkommen nicht nachweisen könnten. Alle drei Gründe sind aber theils beweisunkräftig, theils durch Thatsachen zu widerlegen. Wir werden weiter unten eine Reihe von Geschichtschreibern anführen, von denen die ersten vor dem Jahre 1507 gelebt und geschrieben haben. Ueber Tell's Person und Heimat konnte man nicht mehr im Ungewissen sein, nachdem die Landgemeinde Uri im Jahre 1387 beschlossen hatte, daß von nun an jährlich einmal in Tell's Hause zu Bürglen eine Predigt gehalten werden sollte, nachdem sie im darauf folgenden Jahre (1388) auf der Tellplatte am See eine Kapelle erbaut und bei deren Einweihung 114 Personen eidlich bekräftigt, daß sie den Tell noch von Angesicht zu Angesicht gekannt hätten. Ein allerdings späterer Schriftsteller theilt mit, daß Tell in der Schlacht bei Morgarten mitgelämpt habe, dann des Züricher Münsters Meier zu Bürglen gewesen, und in der Mitte des 14. Jahrhunderts (1354) bei einer Ueberschwemmung des Dorfes Bürglen durch das Wasser aus dem Schächenthale ums Leben gekommen sei. Johannes Müller nimmt als erwiesen an, daß Tell's Mannsstamm 1684 mit Johann Martin, der weibliche 1720 mit Verena erloschen ist. Tell's Haus mußte im Jahre 1547 abgetragen werden. die Land-

gemeinde Uri ließ an dessen Stelle eine Kapelle erbauen, desgleichen wurde die zwischen Immensee und Rüschach, an dem Platze, wo Tell den Gefler erschossen, befindlich gewesene, wegen Vanfälligkeit eingegriffene Kapelle im Jahre 1644 mit Erlaubniß der Landgemeinde Schwyz neu erbaut. — Um alles hierher Gehörige zusammenzufassen, sei, wenn auch als Zeugniß späterer Zeit, der Tellenbrunnen in Altorf mit Steinfiguren (1583 errichtet), die Tellenlinde daselbst, die zu Tell's Ehren eingeführten Umzüge, Volks- und Kirchenfeste, die zu seinem Gedächtniß geprägten Münzen hier gleich mit erwähnt. Die Beweiskraft dieser Thatfachen wird theils zu gering geachtet, theils dadurch abzuwehren versucht, daß man die Feste als ursprünglich der Erinnerung an den Sieg von Morgarten geweiht, und nur mißbräuchlich auf Tell übertragen erklären will. Dreißig bis vierzig Jahre nach Tell's Tode, zu einer Zeit, in welcher noch Hunderte lebten, welche den Tell gekannt hatten, würde das aber unmöglich gewesen sein. Und wie will man die Predigt in Tell's Hause (1387), die Erbauung der beiden Kapellen beseitigen? Freilich sagt man: wenn 1388 die Personen, welche den Tell noch gekannt haben, dies beschwören müssen, muß auch die Existenz Tell's damals schon nicht festgestanden haben. Bei näherer Erwägung erweist sich dieser Einwand jedoch als ein Scheingrund: denn es haben ja 114 Personen auf Tell geschworen und zwar ein Jahr nach Einrichtung der Predigt in seinem Hause, als die Kapelle auf der Platte bereits erbaut war und eingeweiht werden sollte. Gerade aus der Gründung dieses kirchlichen Gebäudes erklärt sich aber die Ceremonie der eidlichen Bestätigung: so war und ist es wol noch Brauch der katholischen Kirche, daß sie einen mehr als juristischen Beweis verlangt, bevor sie ein neues Glied ihrem Cultus anzuschließen gestattet. Man vergleiche die förmlichen Proceße und umständlichen Zeugenvernehmungen vor den Heiligprechungen.

Iselin — der Herausgeber der Chronik Tschudi's — der zweite Zweifler, führt als weitem Grund an, daß Claus Wormius in seiner Geschichte der nördlichen Völker die ganz gleiche Sage aus Dänemark berichte. Es ist dies die oben von uns mitgetheilte Sage vom Palna Tolo, die Claus Wormius dem Saxo Grammaticus fast wörtlich nachgeschrieben hat. Die Uebereinstimmung der Tolo- mit der Tellsage ist allerdings höchst merkwürdig, Saxo lebte im 12., der dänische Vogenschütze, von dem er erzählt, im 10. Jahrhundert. Mit der dänischen stimmt aber auch die noch ältere isländische Sage überein und es lassen sich noch manche andere Sagen anführen, die bei den verschiedensten Völkern in gleicher Weise vorkommen, ohne daß man an eine Entlehnung denken könnte. Saxo's Geschichtswerk erwarb sich allerdings einen großen Ruhm, es ist auch nicht unglücklich, daß schon eine Abschrift

davon, durch Vermittelung der gelehrten Geistlichkeit, den Weg bis in ein Kloster der Schweiz gefunden habe, unglaublich ist aber, daß eine einzelne darin enthaltene Sage aus den Klostermauern heraus bis in den Mund des Volks gebrungen wäre und sich, mit verwandelten Personen und Verhältnissen, in die Geschichte der jüngsten Vergangenheit dieses uncultivirten, selbst thatenreichen Volks eingebrängt hätte. Zudem ist Sago's Werk zum ersten male im Jahre 1515 gedruckt worden. Wie wenig Verbreitung dieses Werk in der Schweiz gefunden hat, geht daraus hervor, daß der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts thätige Iselin nicht diese ältere, ursprüngliche Quelle zum Beweise für seine Zweifel anführt, sondern immer noch den Dlaus Wormius, dessen Werk im Jahre 1567, von Petri herausgegeben, zu Basel im Druck erschienen ist. Iselin läßt sich übrigens aus seinen eigenen Worten an einer andern Stelle widerlegen. In einer Anmerkung zu der betreffenden Stelle Tschudi's (1, 4, S. 238) spricht er von einer ältern Chronik mit folgenden Worten: „Wernher Schobeler, ein geborener Elbgenos, hat in seiner Chronik diese Geschichte wol anderthalb hundert Jahr vor Diao Magno aufgezeichnet und dem Wilhelm Tell zugeschrieben.“ Die Chronik Schobeler's ist leider noch nicht gedruckt, allein nach Iselin's eigener Berechnung muß sie ganz im Anfang des 15., wenn nicht zu Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben worden sein, also zu einer Zeit, in welcher weder Dlaus Wormius noch Sago Grammaticus ihm bereits bekannt sein konnten — wenn er nicht Klostermanuscripte zur Hand gehabt hat —, jedenfalls zu einer Zeit, in welcher Wilhelm Tell als Volksheld seit länger als einem Jahrzehnt mit großem Prunk gefeiert wurde. Desgleichen wird Williman's Behauptung lägen gestraft: denn wir haben an Schobeler einen Chroniksten, der nicht ein, sondern zwei Jahrhunderte vor 1607 die Geschichte Tell's sehr wohl gekannt und beschrieben hat. Wir werden aber sogleich noch mehrere kennen lernen.

Immerhin bleibt die Uebereinstimmung der schweizerischen mit den beiden skandinavischen Sagen — soweit es sich lediglich um den Apfelschuß handelt: denn die Folgen daraus sind theils ganz naturgemäß dieselben, theils weichen sie bei den verschiedenen Völkern wesentlich voneinander ab — höchst wunderbar und jeder Versuch der Erklärung mißlich. Dennoch sei ein solcher, wenn auch nur vermuthungsweise, gewagt. Es ist möglich, daß fahrende Säger oder Erzähler eine der skandinavischen Sagen bis in die Ritterburgen der Schweiz getragen haben; es ist möglich, daß der übermüthige Landvogt sich daran erinnert und den Rißel in sich verspürt hat, jenen nordischen Königen es gleich zu thun, als Tell das Hntmandat verhöhnte, gerade Tell, dessen Schützenmeisterschaft weit und breit berühmt war.

>Die Mappe meines Urgroßvaters<

Der Obrist erzählt, wie er seine Frau verloren hat: als er mit ihr auf einer Holzrutsche eine Schlucht überquerte, wurde sie von Schwindel erfaßt und stürzte ab.

Urfassung (1841)

Studienfassung (1847)

Letzte Fassung (1868)

[...] Der Obrist hielt inne, unter dem weißen greisen Barte der Oberlippe fing wieder jenes seltsame Zucken des Mundes an, wie ich es schon einmal bemerkte, aber heftiger und fast krankhaft, bis er endlich beide Hände, die alten runzelvollen Hände, vor das Gesicht schlug und in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so heftig, daß fast seine Gestalt darunter erzitterte. Einen Mann sah ich vor mir, der schon an der Grenze des menschlichen Alters stand, einen sonst so heiteren Mann, nun aber von Rückerinnerung bewältigt, um das Weib seiner Mannesjahre weinend wie kaum ein Jüngling um seine Braut – es war mir so rührend und erschütternd, daß mir mein eigen Gefühl, das ich vorgestern nicht überleben zu können meinte, fast schal und kindisch dagegen vorkam.

[...] Hier hörte der Obrist zu reden auf und schwieg eine Weile.

Ich dachte anfangs, daß er sich nur sammeln wolle, aber als ich genauer hinschaute, sah ich in der Dämmerung, daß ihm schnelle Tränen, eine nach der andern, über den weißen Bart herabträufelten und daß er sich sehr stille hielt, damit ich es nicht bemerke.

Ich konnte vor gebrochenem Herzen auch nichts reden und begriff nun, warum er die Fenstervorhänge herabgelassen hatte. Ich wollte die Schamhaftigkeit des alten Mannes nicht stören und sah nicht hin.

[...] Hier hielt der Obrist eine geraume Weile inne.

Mit übernatürlicher Kraft tat er sich Gewalt an, um des plötzlichen Überfalls seines Herzens

Meister zu werden, und

40 nach einigen Sekunden gelang es ihm auch; – sich aufrichtend drückte er ein Tuch gegen die Augen und sagte dann
45 gefaßter: «Sie lag unten zerschmettert.» [...]

Nach einer Zeit wischte er mit seinem Ärmel über Bart und Antlitz und setzte dann gefaßt seine Rede fort: «Sie lag unten zerschmettert.» [...]

Dann fuhr er mit gedämpfterer Stimme fort: «Sie lag unten zerschmettert.» [...]

>Der Nachsommer<

>Die Annäherung<

[...] Eines Abends, da Blitze fast um den ganzen Gesichtskreis leuchteten, und ich von dem Garten gegen das Haus ging, fand ich die Tür, welche zu dem Gange des Ammonitenmarmors, zu der breiten Marmortreppe und zu dem Marmorsaale führte, offen stehen. Ein Arbeiter, der in der Nähe war, sagte mir, daß wahrscheinlich der Herr durch die Tür hinein gegangen sei, daß er sich vermutlich in dem steinernen Saale befinden werde, in welchen er gerne gehe, wenn Gewitter am Himmel ständen, und daß die Tür vielleicht offen geblieben sei, damit Gustav, wenn er käme, auch hinauf gehen könnte. Ich blickte in den Marmorgang, sah hinter der Schwelle mehrere Paare von 10 Filzschuhen stehen und beschloß, auch in den steinernen Saal hinauf zu gehen, um meinen Gastfreund aufzusuchen. Ich legte ein Paar von passenden Filzschuhen an und ging den Gang des Ammonitenmarmors entlang. Ich kam zu der Marmortreppe und stieg langsam auf ihr empor. Es war heute kein Tuchstreifen über sie gelegt, sie stand in ihrem ganzen feinen Glanze da und 15 erhellte sich noch mehr, wenn ein Blitz durch den Himmel ging und von der Glasbedachung, die über der Treppe war, herein geleitet wurde. So gelangte ich bis in die Mitte der Treppe, wo in einer Unterbrechung und Erweiterung, gleichsam wie in einer Halle, nicht weit von der Wand die Bildsäule von weißem Marmor steht. Es war noch so licht, daß man alle Gegenstände in 20 klaren Linien und deutlichen Schatten sehen konnte. Ich blickte auf die Bildsäule, und sie kam mir heute ganz anders vor. Die Mädchengestalt stand in so schöner Bildung, wie sie ein Künstler ersinnen, wie sie sich eine Einbildungskraft vorstellen, oder wie sie ein sehr tiefes Herz ahnen kann, auf dem niedern Sockel vor mir, welcher eher eine Stufe schien, auf die sie gesiegen 25 war, um herum blicken zu können. Ich vermochte nun nicht weiter zu gehen und richtete meine Augen genauer auf die Gestalt. Sie schien mir von heidnischer Bildung zu sein. Das Haupt stand auf dem Nacken, als blühete es auf demselben. Dieser war ein wenig, aber kaum merklich, vorwärts gebogen, und auf ihm lag das eigentümliche Licht, das nur der Marmor hat, und das das 30 dicke Glas des Treppendaches herein sendete. Der Bau der Haare, welcher

leicht geordnet gegen den Nacken nieder ging, schnitt diesen mit einem flüchtigen Schatten, der das Licht noch lieblicher machte. Die Stirne war rein, und es ist begreiflich, daß man nur aus Marmor so etwas machen kann. Ich habe nicht gewußt, daß eine menschliche Stirne so schön ist. Sie schien mir unschuldvoll zu sein und doch der Sitz von erhabenen Gedanken. Unter diesem Throne war die klare Wange ruhig und ernst, dann der Mund so feingebildet, als sollte er verständige Worte sagen oder schöne Lieder singen, und als sollte er doch so gütig sein. Das Ganze schloß das Kinn, wie ein ruhiges Maß. Daß sich die Gestalt nicht regte, schien bloß in dem strengen, bedeutungsvollen Himmel zu liegen, der mit den fernen, stehenden Gewittern über das Glasdach gespannt war und zur Betrachtung einlud. Edle Schatten, wie schöne Hauche, hoben den sanften Glanz der Brust, und dann waren Gewänder bis an die Knöchel hinunter. Ich dachte an Nausikae, wie sie an der Pforte des goldenen Saales stand und zu Odysseus die Worte sagte: «Fremdling, wenn Du in Dein Land kömmt, so gedenke meiner.» Der eine Arm war gesenkt und hielt in den Fingern ein kleines Stäbchen, der andere war in der Gewandung zum Teile verhüllt, die er ein wenig empor hob. Das Kleid war eher eine schön geschlungene Hülle, als ein nach einem gebräuchlichen Schnitte verfertigtes. Es erzählte von der reinen, geschlossenen Gestalt und war so stofflich treu, daß man meinte, man könne es falten und in einen Schrein verpacken. Die einfache Wand des grauen Ammonitenmarmors hob die weiße Gestalt noch schärfer ab und stellte sie freier. Wenn ein Blitz geschah, floß ein rosenrotes Licht an ihr hernieder, und dann war wieder die frühere Farbe da. Mir dünkte es gut, daß man diese Gestalt nicht in ein Zimmer gestellt hatte, in welchem Fenster sind, durch die alltägliche Gegenstände herein schauen, und durch die verworrene Lichter einströmen, sondern daß man sie in einen Raum getan hat, der ihr allein gehört, der sein Licht von oben bekömmt und sie mit einer dämmerigen Helle, wie mit einem Tempel, umfängt. Auch durfte der Raum nicht einer des täglichen Gebrauchs sein, und es war sehr geeignet, daß die Wände rings herum mit einem kostbaren Steine bekleidet sind. Ich hatte eine Empfindung, als ob ich bei einem lebenden, schweigenden Wesen stände, und hatte fast einen Schauer, als ob sich das Mädchen in jedem Augenblicke regen würde. Ich blickte die Gestalt an und sah mehrere Male die rötlichen Blitze und die graulichweiße Farbe auf ihr wechseln. Da ich lange geschaut hatte, ging ich weiter. Wenn es möglich wäre, mit Filzschuhen noch leichter aufzutreten, als es ohnehin stets geschehen muß, so hätte ich es getan, Ich ging mit dem lautlosen Tritte langsam über die glänzenden Stufen des Marmors bis zu dem steinernen Saale hinan. Seine Tür war halb geöffnet. Ich trat hinein.

70 Mein Gastfreund war wirklich in demselben. Er ging in leichten Schuhen mit Sohlen, die noch weicher, als Filz, waren, auf dem geglätteten Pflaster auf und nieder.

Da er mich kommen sah, ging er auf mich zu und blieb vor mir stehen.

«Ich habe die Tür zu dem Marmorgange offen gesehen», sagte ich, «man hat

75 mir berichtet, daß Ihr hier oben sein könntet, und da bin ich herauf gegangen, Euch zu suchen.»

«Daran habt Ihr recht getan», erwiderte er.

«Warum habt Ihr mir denn nicht gesagt», sprach ich weiter, «daß die Bildsäule, welche auf Eurer Marmortreppe steht, so schön ist?»

80 «Wer hat es Euch denn jetzt gesagt?» fragte er.

«Ich habe es selber gesehen», antwortet ich.

«Nun dann werdet Ihr es um so sicherer wissen und mit desto größerer Festigkeit glauben», erwiderte er, «als wenn Euch jemand eine Behauptung darüber gesagt hätte.»

85 «Ich habe nämlich den Glauben, daß das Bildwerk sehr schön sei», antwortete ich, mich verbessernd.

«Ich teile mit Euch den Glauben, daß das Werk von großer Bedeutung sei», sagte er.

«Und warum habt Ihr denn nie zu mir darüber gesprochen?» fragte ich.

90 «Weil ich dachte, daß Ihr es nach einer bestimmten Zeit selber betrachten und für schön erachten werdet», antwortete er.

«Wenn Ihr mir es früher gesagt hättet, so hätte ich es früher gewußt», erwiderte ich.

«Jemanden sagen, daß etwas schön sei», antwortete er, «heißt nicht immer, 95 jemanden den Besitz der Schönheit geben. Er kann in vielen Fällen bloß glauben. Gewiß aber verkümmert man dadurch demjenigen das Besitzen des Schönen, der ohnehin aus eigenem Antriebe darauf gekommen wäre. Dies setzte ich bei Euch voraus, und darum wartete ich sehr gerne auf Euch.»

«Aber was müßt Ihr denn die Zeit her über mich gedacht haben, daß ich 100 diese Bildsäule sehen konnte und über sie geschwiegen habe?» fragte ich.

«Ich habe gedacht, daß Ihr wahrhaftig seid», sagte er, «und ich habe Euch höher geachtet, als die, welche ohne Überzeugung von dem Werke reden, oder als die, welche es darum loben, weil sie hören, daß es von andern gelobt wird.» [...]

GEORG BÜCHNER

- 1813 17.Okt. Geburt G.B.s in Goddelau (Hessen)
- 1816 Umzug der Familie nach Darmstadt, wohin der Vater als Bezirksarzt versetzt wird
- 1821 Privatunterricht durch die Mutter
- 1822-1831 Privatschule. G.B. hält Reden, z.T. in lateinischer Sprache, u.a. eine "Verteidigung des Selbstmordes" am Beispiele Catos. Gedichte
- 1830 Julirevolution in Paris
- 1831 9.Nov.G.B. immatrikuliert sich an der Uni Strassburg als Medizinstudent. Er hält daneben Vorträge über Politik.
- 1831 Liberaler Umsturz im Kt.Zürich
- 1833 Gründung der Uni Zürich. G.B. immatrikuliert sich an der Uni Giessen (31.Okt). Erkrankung, Rückkehr ins Elternhaus
- 1834 Wieder in Giessen. Freundschaft mit dem liberalen Rektor Weidig. G.B. gründet mit ihm und andern Umstürzern die "Gesellschaft für Menschenrechte". Niederschrift, Druck und Verbreitung der revolutionären Flugschrift "Der hessische Landbote" mit der Parole: "Friede den Hütten, Krieg den Palästen!"
- Verhaftung der Mitverschwörer, Verhör G.B.s
- 1835 Weiter Verhöre durch die hessischen Landjäger. G.B. schreibt von Januar bis Februar das Drama "Dantons Tod". Am 9.Nov. Flucht über die französische Grenze nach Strassburg. Erlass eines Steckbriefes gegen G.B. Im Herbst Niederschrift der Novelle "Lenz". G.B. schreibt an der Uni Strassburg die Forschungsarbeit "Ueber das Nervensystem der Fische".
- 1836 Im Frühsommer Niederschrift des Dramas "Leonce und Lena". Berufung als Dr.phil. mit Lehrauftrag an die liberale Uni Zürich. 18.Okt.: Uebersiedlung nach Zürich an die Spiegelgasse 11 im Niederdorf. Vorlesung an der Uni "Ueber Schädelnerven". Im Winter Niederschrift des Dramas "Woyzeck", das Fragment bleibt, d
- 1837, im Februar, G.B. an einer tödlichen Krankheit (evt.Ruhr) erkrankt. Tod G.B.s am 19.Feb., Beerdigung in Zürich
- 1895 Uraufführung von "Leonce und Lena"
- 1902 Uraufführung von "Dantons Tod"
- 1913 Uraufführung von "Woyzeck"

Gießen, im Febr. 1834

Ich verachte niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in niemand's Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden – weil wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unseres geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dies, eine Roheit, die man einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deshalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber niemand wehren, alles, was existiert, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit; ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte: ich kränkte keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmütig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal teile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr produziert und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmütige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die, im Besitz einer lächerlichen Äußerlichkeit, die man Bildung, oder eines toten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des Heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen: Hochmut gegen Hochmut, Spott gegen Spott.

Ihr würdet Euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehn; mein Hochmut und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Objekt. Ich bitte, fragt ihn einmal . . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe.

[Gießen, Mitte März 1834]

[...] Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das Muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, – ist schauerhaft: Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen! [...] Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsternis wogte über mir, mein Herz schwall in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehns. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. [...] Du fragst mich: sehnst Du Dich nach mir? Nennst Du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann und wenn man davon gerissen ist, und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? [...]

>Der Hessische Landbote<

[...] Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogtum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

Der Hessische Landbote: Büchner verfaßte die Flugschrift gemeinsam mit dem hessischen Rektor und Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig. Die Anteile der beiden Verfasser unterscheiden sich

stilistisch und zum Teil auch in den sozialpolitischen Zielsetzungen deutlich. Hier sind nur von Büchner stammende Parteien aufgenommen.

1) Direkte Steuern	2,128,131 fl.
2) Indirekte Steuern	2,478,264 „
3) Domänen	1,547,394 „
4) Regalien	46,938 „
5) Geldstrafen	98,511 „
6) Verschiedene Quellen	64,198 „
	<hr/>
	6,363,363 fl.

Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nötig die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Mensch in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat sind also alle; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl aller gesichert wird, und die aus dem Wohl aller hervorgehen sollen. – Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d.h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben, und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten. Die andern Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräte und Regierungsräte, Landräte und Kreisräte, geistliche Räte und Schulräte, Finanzräte und Forsträte usw. mit allem ihrem Heer von Sekretären usw. Das Volk ist ihre Herde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Tränen der Witwen und Waisen sind das Schmalz auf ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6,000,000 fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d.h. sich von euch füttern zu lassen und euch eure Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet, was die Ernte eures Schweißes ist.

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1,110,607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wust von Gesetzen, zusammengenhäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meist geschrieben in einer fremden Sprache. Der Unsinn aller vorigen Geschlechter hat sich da in auf euch vererbt, der Druck, unter dem sie erlagen, sich auf euch fortgewälzt.

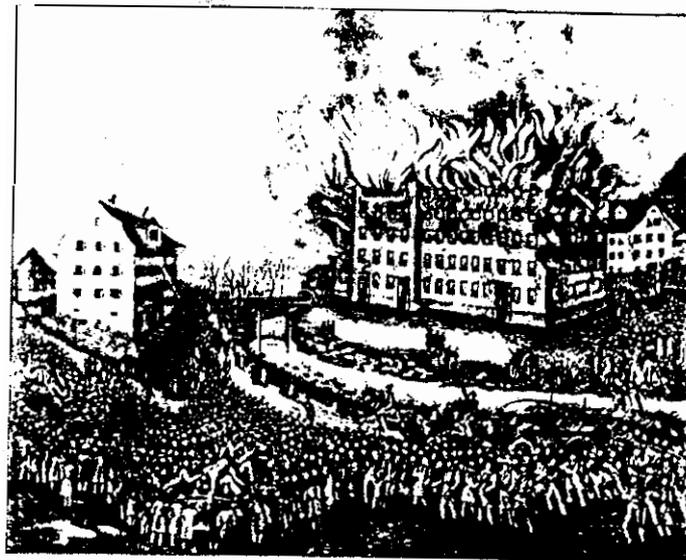
Georg Büchner

Der Brand von Uster

Die nachfolgende Darstellung des Usterbrandes stammt von Oberrichter und Großrat Friedrich Ludwig Keller, einem Führer des Umsturzes von 1830.

... Von 7. Uhr Morgens an kamen fortwährend Haufen von 10., 20. und mehr Männern die Straße nach Wetzikon durch den Usterwald herunter, welche indessen ruhig vorbey gingen, aber doch auf eine einfache Ermahnung sich weiter begaben. Doch äußerte schon um diese Zeit ein Einzelner, bey dem Canal stehend, zu einem der Eigenthümer der Fabrik: «Dieser Most (auf den Canal deutend) muß heute noch auf die entgegengesetzte Seite laufen;» und «sie muß auf jeden Fall noch verbrannt seyn.»

Erst ungefähr um 8½ Uhr kam neuerdings eine Schaar von derselben Seite her, und stellte sich auf der von der Straße nach der Fabrik führenden Brücke auf, unter der Äußerung, die Maschine mache ihr Unglück, sie müsse nun einmal zerstört seyn. Mit diesen ließen sich die Abgeordneten in eine lange Unterredung ein, suchten sie auf alle Weise zu belehren und auf bessere Gedanken zu bringen, vor allem aber sie von gewaltsamen Schritten abzumahnern und auf den gesetzlichen Weg der Petition u. dgl. zu weisen. Aber sie fanden wenig Eingang. Man könne, hieß es, die Webmaschinen nicht aufkommen lassen; die Petitionen nützen nichts; wenn die Regierung nicht helfen wolle, so müsse man sich selbst helfen; das Volk habe zu Lauma die Regierung auch gezwungen, daß ein Selbstmörder nicht auf dem Kirchhof begraben werden mußte. «Wir leiden keine solche Maschinen, das sagen wir euch, und wenn ihr von der Regierung wäret, wir fragen euch nichts nach, wir sind Meister, der Kaib (die Maschine) muß hinab!» Auf die Frage: Wollt Ihr den Tag von Uster (an den 22. Nov. 1830. erinnernd) schänden? entgegnete Einer: Wir werden das Fest in Uster nicht stören, uns kümmert nicht, was dort vorgehe; hier muß geholfen seyn! Inzwischen mehrete sich die Anzahl und das Gedränge auf der Brücke; doch war den Abgeordneten die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß die Sache mit Worten abgehen und wenigstens für jetzt Thätlichkeiten unterbleiben werden. Wirklich erscholl der Ruf: «Meinetwegen so wollen wir gehen, aber der Hagel muß Abends verbrannt seyn!» Doch siehe, in demselben Augenblick erschien eine neue kleine Schaar, 6–8. Männer, pfeifend und jauchzend, mit Bündeln von Reis und Stroh an den Stöcken auf der Schulter, hinter ihnen eine Schaar von 20–30., zum Theil betrunken, alles der Brücke zu. «Platz gemacht! mit dem muß sie verbrannt seyn!» So überschritten sie die Brücke. Alles wich zurück, es war eine allgemeine Freude; zwischen der Fabrik und der Schmiede legten sie ihre Bürde nieder. Schnell gingen H.H. Fierz und Bürgi¹ u.a. auf diese zu, thaten und sprachen alles, was Ehre, Recht und Wahrheit einem Biedermanne in solchem Momente eingeben kann. Einen Augenblick ließen sie sich beruhigen; aber plötzlich warf Einer aus dem Haufen einen Stein in ein Fenster des Hauptgebäudes. Hr. Fierz wollte den Thäter abwehren, allein jetzt war das Signal gegeben. Ein Anderer warf einen großen Sparren über die Leute hin in ein Doppelfenster. Mehrere schlugen mit Stöcken und Knitteln die untern Fenster ein, eine Menge warf mit Steinen nach den übrigen. Es mögen an diesem ersten Act der Zerstörung etwa 50. Individuen Theil genommen haben. Ganz vorzüglich zeichnete sich ein älterer Mann² durch seine rasende Zerstörungswuth aus. An diesen wandte sich Hr. Fierz mit den dringendsten Vorstellungen, er möge bedenken, in welches Unglück er sich und seine Haushaltung stürze, er, dessen Alter Ruhe und Überlegung erwarten lasse. Ja, entgegnete er trotzig, *ich weiß was ich thue, ich bin jetzt 51. Jahre alt, und habe Weib und Kind, und zerstört und verbrannt muß die Fabrik seyn, und wenn es nicht geschieht, so lange ihr hier seyd, so muß es doch geschehen, wir können länger hier warten als ihr!* Er fuhr fort in seinem Beginnen. Mit einem Stücke Holz drang ein Anderer auf Hr. Fierz ein, drohend ihn niederzuschlagen, wenn er sie nicht machen lasse. Er



setzte ihm seinen Muth und seine überlegene Körperkraft entgegen, für deren Entwicklung sich freylich jetzt mit jedem Augenblick die Gelegenheit mehrte.

Rasch schritt das Verbrechen vorwärts. Noch war das Einwerfen der Fenster nicht zu Ende, als schon von Mehrern die ersten Bündel Stroh und Reis durch die zerschlagenen Fenster des untersten Stockwerkes hinein geschoben wurden. Unerschrocken rissen die H.H. Fierz und Bürgi dieselben wieder heraus, und noch ein Mal staunte die feige Rotte den Muth dieser Männer an. Sie wandten sich auf eine andere Seite, und warfen hier wieder Fenster ein. Bald wurde indessen auch hier wieder Brennstoff in die Fensteröffnungen gestoßen, und noch ein Mal von Hrn. Bürgi wieder heraus gezogen. Aber die Übelthäter vermehrten sich; auf vielen Punkten zugleich wiederholte sich der Versuch; selbst aus der Scheune der unglücklichen Eigenthümer wurde Holz, Stroh und dürre Stauden geholt, und die unermüdliche Anstrengung, womit die Hrn. Fierz und Bürgi, fast ohne Hülfe, von einer Seite zur andern eilten, und den Brennstoff zu entfernen strebten, konnte nicht allenthalben mehr abwehren. Die Wuth war aufs höchste gestiegen. Hr. Dr. Sträuli, schwach von Körper, aber muthig wie seine beyden Genossen, wurde gepackt und mißhandelt. Hr. Fierz rettete ihn. Plötzlich ruft Einer ihm entgegen: «Das ist der Corrodi, haut ihn nieder!» Eine ganze Masse, an die hundert, drang auf Hr. Fierz ein, tobend, er müsse sterben. Mit seinem Regenschirme bewaffnet, nur nach langem Kampfe, vermochte er sich durchzuschlagen. Sein erstes war, Hrn. Bürgi zu suchen, mit ihm drängte er sich wieder gegen das Gebäude. Aber es war keine Rettung mehr. Im gleichen Augenblick brach die erste Flamme aus beyden Eckfenstern des untersten Stockwerkes gegen die Schmiede und die Straße. Viele waren durch die eingeschlagenen Thüren und Fenster in die Fabrik gedrungen, und beschäftigt die Werke theils zu zerstören, theils in den Bach zu werfen. Einige erbrachen die Schmiedewerkstatt, nahmen daraus glühende Eisenstangen, und trugen das Feuer in der Fabrik herum. Bald brach die Flamme auf vielen Punkten zugleich aus, auch in dem Schmiedegebäude. Die That war vollendet.

¹ Regierungsräte, die auf den 22. November zur Bewachung der Fabrik abgeordnet worden waren.

² Hans Felix Egli, im Usterbrandprozeß wurde er als angeblicher Hauptthäter zu 24 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, nachdem der Staatsanwalt die Todesstrafe

- *4. Okt. 1797 in Murten als Sohn des Sigmund Bitzius und der Lisette Kohler
- 1805 Umzug der Familie Bitzius nach Utzensdorf, weil Murten dem kath. Freiburg übergeben wurde.
Beginn des Schulunterrichts bei seinem Vater.
- 1812 Eintritt ins Gymnasium in Bern
- 1814 Uebertritt an die Akademie (Mittelding zw Universität u. Ober-gymnasium), schliesst nach 3 jähriger Weiterbildung den propädeutischen Vorkurs ab (Matura)
- 1817 Aufnahme an die theolog. Fakultät. Zuwendung vor allem zur Mathematik, Physik und die Philosophie. Seine Freizeit verbringt er in Damengesellschaft und hat verschiedene Liebesabenteuer. Daneben engagierte Opposition gegen Römmelei. Lehrer am Progymnasium
- 1820 Antritt der Vikariatsstelle bei seinem Vater
- 1821-1822 Reise nach Deutschland zuerst Studium in Göttingen, darauf Rückkehr über Weimar (verehrte Goethe jedoch nicht), Leipzig, Dresden, München. Wiederum Vikar und Lehrer.
9. Feb. 1824 Tod des Vaters. Gotthelf kann nicht sein Nachfolger werden, weil die 5 jährige Vikariatszeit nicht abgelaufen war.
9. Mai 1824 Vikariat in Herzogenbuchsee
3. Mai 1829 Vikariat in der Heiliggeistkirche in Bern = Strafversetzung
- 1831 Vikariat in Lützelflüh. Begegnung mit Henriette Zeender, der Enkelin des Pfarrers
- 1832 Wahl Gotthelfs zum Pfarrer von Lützelflüh
8. Jan. 1833 Heirat mit Henriette Zeender
- 1836 Erscheinen des Bauernspiegels und Tod der Mutter
- 1838 Wassernot im Emmental
- 1838/39 2 Bd. Die Leiden und Freuden eines Schulmeisters
- 1841 Ueli der Knecht
- 1843/44 2 Bd. Anne Bäbi Jowäger
- 1846 Der Geltstag
- 1847 Kathi die Grossmutter
- 1849 Ueli der Pächter
- 1850 die Käserei in der Vehfreude
- 1853 Kuraufenthalt im Gurnigelbad (Michels Brautschau)
22. Okt. 1854 Tod Albert Bitzius

Gottfried Keller

Revolution

»Es wird schon gehn!« ruft in den Lüften
Die Lerche, die am frühesten wach;
»Es wird schon gehn!« rollt in den Grüften
Ein unterirdisch Wetter nach.
»Es geht!« rauscht es in allen Bäumen,
Und lieblich wie Schalmeyenton
»Es geht schon!« hallt es in den Träumen
Der fieberkranken Nation.

Die Städte werden reg und munter,
»Es geht!« erschallt's von Haus zu Haus;
Schon steigt der Ruhm in sie hinunter
Und wählt sich seine Kinder aus.
Die Morgensonne ruft: »Erwache,
O Volk, und eile auf den Markt!
Bring auf das Forum deine Sache!
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

Trag all dein Lieben und dein Hassen
Und Lust und Leid im Sturmesschritt,
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,
Ja bring den ganzen Menschen mit!
Laß strömen all dein Sein und Denken
Und kehr dein Innerstes zu Tag!
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag!«

Die Morgensonne ruft: »Erwache!«
Klopft unterm Dach am Fenster an;
»Steh auf und schau zu unsrer Sache,
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!
Ich lege Gold auf deine Zunge!
Ich lege Feuer in dein Wort!
So mach dich auf, mein lieber Junge,
Und schlag dich zu dem Volke dort!«

Er eilt, und es empfängt die Menge
Ihn hoffend auf dem weiten Plan;
Stolz trägt sein Kind des Volks Gedränge
Zur Rednerbühne hoch hinan.
Nun geht ein Leuchten und Gewittern
Aus seinem Mund durch jedes Herz;
Durch goldne Säle weht ein Zittern –
Es wird schon gehn, schon fließt das Erz.

Wie eine Braut am Hochzeitstage,
So ist ein Volk, das sich erkennt;
Wie rosenrot vom heißen Schläge,
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!
Zum ersten Mal wird sie es inne,
Wie schön sie sei, und fühlt es ganz:
So stehet in der Freiheitsminne
Ein Volk mit seinem Siegeskranz.

Doch wenn es nicht von Güte strahlet
Wie eine hochbeglückte Braut,
So ist sein Lohn ihm ausgezahlet
Und seine Freiheit fährt ins Kraut.
Ein böses Weib, ein gift'ger Drache
Und böses Volk sind all *ein* Fluch,
Und traurig spinnt die beste Sache
Sich in ihr graues Leichentuch!



*Karikatur von Johannes Ruff
aus dem Jahr 1845
auf Gottfried Keller als Glied der
damaligen bewaffneten revolutionären
Truppen, genannte Freischaren, der
1840er Jahre bis zum Sieg des revolutionären
freisinnigen schweizerischen
Bundesstaats 1848*



Gräuel und Schandthaten

des

Banditen-Hauptmanns

Alex Scharnofski

und seiner

95 Mann starken Bande.

Bremen, 1851.

Der Sturmwind heulte und ein Schneegestöber machte die Wege unpassierbar; Alles verschloß sich in den Häusern und setzte sich hinter den Ofen, um sich vor der strengen Kälte zu schützen, selbst die Russen waren solcher Kälte ungewohnt. Der Räuberhauptmann Alex Scharnofski hatte sich mit seiner Bande um einen hochlodernen Holzhaufen gelagert, um sich vor der Kälte zu schützen. Derselbe war aus der Gegend von Warschau gebürtig, woselbst sein Vater sich mit Blutegelfangen beschäftigte und so sein Brot verdiente. Auch er wurde zu diesem Geschäft von seiner frühesten Jugend angehalten; dadurch wurde er mit allerhand Leuten bekannt, welche der Verdienst, den das Fangen dieser Thiere brachte, dahin lockte. Manches Gute, aber auch Schlechte lernte er von diesen Leuten. So wuchs er zum Jüngling heran. Das Fangen der Blutegel wurde ihm jetzt zu beschwerlich, oder gefiel ihm nicht länger, daher machte er einen Plan, um sie leichter zu erhalten, der darin bestand, Andern die sauer gefangenen Thiere zu stehlen, die sie in eigends dazu eingerichtete Teiche zum Aufbewahren gestellt hatten.

Im Sommer des Jahres 1849 wurde derselbe endlich bei einem solchen Diebstahl ertappt, dem Gerichte übergeben und erhielt zur Strafe die Knute, so daß er 14 Tage lang das Bett hüten mußte. Nachdem er wieder völlig geheilt war, mochte er zu Hause nicht mehr sein, nahm sein erspartes Geld und lief dann planlos in der Welt umher. So kam er nach Rußland, wo er in der Gegend von Moskau, unweit einer alten verfallenen Burg, von Räubern angefallen wurde. Mit einem tüchtigen Reisestock versehen, vertheidigte er sich tapfer, denn er war ein großer, gewandter Kerl, doch unterlag er zuletzt der Mehrzahl der ihn überfallenden Räuber, welche beständig schriehen: Das Geld, oder es kostet Dir das Leben! Als er endlich überwunden und niedergeworfen war, band man ihn und schleppte ihn mit nach dem alten verfallenen Schlosse, wo man ihn in ein unterirdisches verfallenes Gewölbe brachte. Hier durchsuchte man sorgfältig seine Taschen, und Alles, was man an barem Gelde vorfand, wurde ihm entwendet.

Jetzt, da er nichts mehr besaß, bot er ihnen seine Dienste an und erzählte sein Schicksal. Dies gefiel den Räubern und da sie ohne Hauptmann waren, hatten alle gleichviel zu sagen, sie willigten sämmtlich, 54 an der Zahl, ein, ihn aufzunehmen. Nun, seit Alex in ihrer Mitte war, fielen mehrere grobe Verbrechen vor und dieser verübte Mord auf Mord, wobei er sich stets als der Verwegenste auszeichnete; dabei wußte er sich so listig und verschmitzt gegen seine Genossen zu benehmen, daß alle ihm zugethan waren und auch respecirten. Mehrere Streitigkeiten bestanden seit längerer Zeit unter der Bande, die jetzt zu 95 Köpfen herangewachsen war, und so schlugen mehrere vor, einen Hauptmann zu wählen. Die Wahl fiel auf Alex; er wurde zum Hauptmann eingesetzt und die andern legten den Eid der Treue ab. Eines Abends trat einer seiner größten Gauner ein, mit den Worten: Herr Hauptmann, der Pächter, der nicht weit von hier auf dem adeligen Gute wohnt, hat 700 Silber-Rubel von Seiten seiner jungen Frau geerbt und selbige nach seinem Gute gebracht. Erst diesen Nachmittag ist das Geld eingetroffen,

und ich sah verkleidet zu, wie es abgeladen und in die Wohnung gebracht wurde. Das wäre ein netter Fang für uns, der Pächter hat an seinem jungen Weibe genug, und uns ist sein Geld lieber. Das ist eine willkommene Arbeit, sagte der Hauptmann, ließ dann alle zum Aufbruch sich bereit halten. Es war eine dunkle Nacht, der Wind braus'te gewaltig, und jagte den Schnee vor sich her über die Fluren, als die Räuber sich aufmachten, um ihre ruchlose That auszuführen. Halt, rief der Räuber, der die Botschaft gebracht hatte, wir sind nahe am Ziel, denn ich sehe schon Licht. Alle Räuber stellten sich zusammen, und der Hauptmann sagte zu ihnen: Folgt mir langsam nach und wenn Ihr einen Schuß hört, dann dringt gewaltsam ein. Sogleich machte er sich als Jäger verkleidet, mit seinem Staderskof (so hieß der Räuber, der die Botschaft gebracht hatte) auf den Weg nach dem adeligen Gute. Dort angelangt, klopfen sie an, und baten um Nachtquartier. Nachdem sie auf die Frage, wer sie wären, geantwortet, wurden sie eingelassen. Die andern Räuber hatten sich während dessen um das Haus postirt, um sogleich bereit zu sein. Als sie die Stube betraten, und der Pächter seine Gäste näher betrachtete, sagte er freundlich zu ihnen: Also reisende Jäger sind Sie, meine Herren! Ja, erwiderte der Räuberhauptmann in einem trotzigem Ton, nimmst Euch das so wunder? Das eben nicht, aber Ihr hättet leicht zu Schaden kommen können. Ein allerliebstes Mädchen, sagte der Hauptmann, auf die junge Frau deutend, die ihr kleines Söhnchen auf dem Schooß hatte. Es ist meine Frau! sagte der Pächter, etwas gereizt über die Frechheit dieses Menschen. So, entgegnete der Hauptmann, dann will ich sie jetzt einmal haben. Alles stutzte über ein solches, die Gastfreundschaft so verletzendes Benehmen. Doch der Hausherr und sein alter Vater waren beherzte Leute, welche sogleich Anstalt machten, mit Hülfe ihrer Knechte sich dieser beiden rohen und unverschämten Menschen zu bemeistern. Doch ehe dies noch geschehen konnte, zog der Hauptmann eine Pistole hervor, und augenblicklich erfolgte ein Schuß. Die draußen wartenden und schon begierig nach Raub und Mord lüsternen Räu-

ber stürzten auf dieses verabredete Signal herein, erwürgten den Wirth, sowie dessen Vater, und der Hauptmann ergriff das Kind mit der linken Hand und mit der rechten schwang er eine mächtige Keule über das Haupt der vor ihm knieenden Mutter, dann warf er das Kind zu Boden, über das seine Dogge sogleich herfiel und das arme wimmernde Kind zerriss. Das Angstgeschrei der armen Mutter läßt sich denken; ihr Bitten und Flehen, doch ihr kleines Kind zu schonen, rührte diesen Wüthrich nicht, sondern mit teuflischer Lust schwang er die Keule und zerschmetterte damit das Haupt der armen Mutter. Als die Mörder die Familie und alle Dienstboten ermordet hatten, wurde alles Werthvolle geraubt und nach ihrer Höhle geschleppt, wo sie sich, des schlechten Wetters wegen, einige Tage ruhig verhielten. Die von der Bande verübte schaudervolle That wurde ruchbar, und die Obrigkeit sandte von Moskau eine Anzahl Kosacken und Infanterie, um das Raubgesindel aufzusuchen und einzufangen. Dies geschah denn auch bald. Der Schnee hatte die Fußstritte der Räuber hinterlassen, und so wurde hierdurch der Schlupfwinkel derselben ohne Weiteres entdeckt. Die Höhle wurde umringt und die Räuber eingeschlossen, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Obgleich sie sich verzweifelt wehrten, wurden doch alle, bis auf 5 Mann und den Hauptmann, zusammengehauen und die letztern lebendig nach Moskau gebracht und dem Gerichte zur wohlverdienten Strafe übergeben. Lange genug hatten diese Schändlichen, allen Nachforschungen von Seiten der Behörde ungeachtet, ihre Räubereien getrieben, und von dem sauer und redlich erworbenen Gute ihrer Mitmenschen ein üppiges Leben geführt. Doch sollte dies ihr letztes Verbrechen sein; der Schnee ward ihr Verräther, und durch ihn wurde der Aufenthalt der Räuber entdeckt, die sorglos und guter Dinge in ihrem Versteck schwelgten, ohne zu ahnen, daß man ihnen auf der Spur und schon so nahe war. Doch ihrem Unwesen sollte jetzt ein Ziel gesetzt und sie zur längst schon verdienten Strafe gezogen werden. Dem Urtheil von St. Petersburg zufolge wurden sie, jeder mit 4 Ochsen, auseinandergerissen.

Lied.

1. In felsigen Klüften und Höhlen versteckt,
Dort nistet die furchtbare Bande,
Und mordet nun Jeden, der der Höhle sich nah't,
So daß selbst der Kühnste nicht wandert den Pfad
Und scheut sich vorm grausigen Wege.
2. Dort hauset im felsigen, dunkeln Gemach
Die Bande verwegener Räuber.
Sie plündern den Wanderer, sie morden das Kind,
Und selbst auch der Greis kein Erbarmen find't
Bei dieser verwegenen Rotte.
3. Scharnofski, so hieß das verwegene Haupt
Von dieser verrufenen Bande,
Er sitzt in der Höhle beim Fackelschein,
Es schenkte ein Räuber den Becher ihm ein,
Und er ließ sich's trefflich dann schmecken.
4. Da knarrte die Thür, es tritt eiligst herein
Ein wilder, bewaffneter Räuber.
Hör' Hauptmann, vom adeligen Gut komm ich her
Und machte noch manchen Weg kreuz und die quer
Und bring' Euch erfreuliche Kunde.
5. Der Pächter, der erbt' ein bedeutendes Geld,
Ich sah, er bracht' es nach Hause. —
D'rauf machte gar lustig die Bande sich auf,
Es ging nach dem Gute im rüstigen Lauf,
Zerbrochen ward Schloß und auch Riegel.
6. Und fürchterlich hauset die schändliche Brut,
Verschont nicht das Kind in der Wiege.
Ein Räuber setzt dem Greise den Fuß auf die Brust,
Ein Andrer ermordet den Gatten mit Lust,
Sie rührt nicht der Wimmernden Flehen.
7. Mit Grinsen der Hauptmann dem Kinde sich nah't,
Die Mutter, die fleht um Erbarmen.
Er greift mit nerviger Faust es dann an,
Die Mutter, die flehet: Erbarme Dich, Mann,
Und lasse mein Kindlein doch leben.
8. Geraubt und geplündert ward Alles im Haus;
Als nichts mehr darinnen zu finden,
Da macht dann mit hurtigen Schritten sich auf
Die Bande zur Höhle in eiligem Lauf,
Um dort das Geraubte zu theilen.
9. Nicht lang' mehr verbarg sie ihr'n Aufenthalt
Der Schnee verrieth ihre Schritte,
Und tapf're Soldaten durchstreifen den Wald,
Von Seiten der Räuber die Büchse erknallt,
Doch mußten sie unterliegen.
10. Man führte sechs Räuber gebunden zur Stadt,
Den Hauptmann in ihrer Mitte.
Vier Ochsen spannt an Arm und Bein man ihn an
Und riß aus einander die Glieder ihm dann,
Sowie auch das Urtheil es wollte.

Das Trauerspiel von Afghanistan

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,
Ein Reiter vor Dschellalabad hält.
»Wer da!« – »Ein britischer Reitersmann,
Bringe Botschaft aus Afghanistan.«

»Afghanistan!« er sprach es so matt;
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Kommandant,
Hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen ins steinerne Wachthaus ihn,
Sie setzen ihn nieder an den Kamin,
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
Er atmet hoch auf und dankt und spricht:

»Wir waren dreizehntausend Mann,
Von Kabul unser Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind
Erstarrt, erschlagen, verraten sind.

Zersprengt ist unser ganzes Heer,
Was lebt, irrt draußen in Nacht umher,
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
Seht zu, ob den Rest ihr retten könnt.«

Sir Robert stieg auf den Festungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all,
Sir Robert sprach: »Der Schnee fällt dicht,
Die uns suchen, sie können uns finden nicht.

Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,
So laßt sie's *hören*, daß wir da,
Stimmt an ein Lied von Heimat und Haus,
Trompeter, blast in die Nacht hinaus!«

Da huben sie an und sie wurden's nicht müd',
Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
Erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,
Dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,
Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
Sie bliesen – es kam die zweite Nacht,
Umsonst, daß ihr ruft, umsonst, daß ihr wacht.

Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
Vernichtet ist das ganze Heer,
Mit dreizehntausend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghanistan.



Fliehendes britisches Militär, Afghanistan, 1880 (Zeitgenössische Darstellung)

J.W. Goethe: "Können Sie mir sagen, was Schönheit sei? rief er aus.

Vielleicht nicht! versetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen."

Brockhaus Lexikon 1883:

Kunst (von Können abgeleitet) bezeichnet ebenio wie das griech. τέχνη und das lat. ars im allgemeinen jede durch Übung erwerbene Fertigkeit und Geschicklichkeit. In diesem Sinne spricht man auch von Kochkunst, Hebammenkunst u. s. w. Im engeren, d. h. im rein ästhetischen Sinne dagegen versteht man unter K. nur die sog. schönen oder freien Künste: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik, Poesie, zu denen man auch die Schauspielkunst und die Rhetorik (Redekunst) zu rechnen pflegt. Die Gymnastik (Tanzkunst, Reitskunst, Fechtkunst) nimmt eine mittlere Stellung zwischen den ästhetischen und den durch Fertigkeit erworbenen Künsten ein. Der Unterschied zwischen den sog. schönen Künsten und jenen übrigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die der Sprachgebrauch hier und da als Künste bezeichnet, ist der zwischen dem Schönen und dem Nützlichen. Solange die Baukunst oder die Geräthbildung nur innerhalb des bloß Nützlichen verharret und nur auf die unmittelbare Befriedigung des rohen Lebensbedürfnisses ausgeht, nennt man sie ein Handwerk; in dem Augenblick aber, da sie nicht bloß ein nützliches, sondern wesentlich auch ein schönes Wert ausbildet, die sinnvoll gefällige Form sich zum Ziele setzt, wird sie zur Kunst.

Das Bedürfnis nach den schönen Künsten liegt tief in der menschlichen Seele begründet und findet sich bei allen Völkern, selbst bei den rohesten. Es ist psychologisch wichtig, daß die ersten Kunstansätze bei allen Völkern ohne Unterschied der Zeiten und Zonen gleichmäßig aus dem Drauge hervorgehen, den Göttern Altäre und Heiligtümer oder Helden und deutwürdigen Ereignissen Denkmale zu errichten, Gottesbilder zu schenken oder aus Thon, Erz und Stein zu bilden, den Ruhm der Vorfahren zu feiern oder auszusprechen. So entspringen also die Künste aus dem Gemüt, dem Gefühl. Ein inneres Bild von den Göttern und Helden und von den Segnungen und Schrecknissen, die diese über die Menschen bringen, ist in der Seele vorhanden. Dieses Bild strebt der Mensch nach außen darzustellen; dieses bildende oder gestaltende Gemüt oder Gefühl, gleichviel ob sich dasselbe zunächst als Bau- oder Bild- oder Ton- oder Dichtwerk äußert, nennt man Phantasie (s. d.). Deshalb heißt die Phantasie mit Recht die Mutter der K. oder der Künste. Hieraus erklärt sich das Wesen der K. und ihre Stellung zu den übrigen Richtungen des menschlichen Geistes, namentlich zur Wissenschaft. Die K. als Erzeugnis der auf das Gemüt und Gefühl gestützten Phantasie ist wesentlich Geistesthätigkeit; es liegt ihr also immer ein geistiger Ausgangs- und Zielpunkt zu Grunde, eine Idee oder, wenn man will, ein Gedanke. Sie ist eine Sprache so gut wie die Sprache des Wortes und der Begriffe; aber eben weil sie aus dem sinnlichen Gemüt und Gefühl fließt, denkt in ihr der Mensch als ganzer, d. h. als sinnlich-geistiger Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herzen und mit seinen Sinnen, mit der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe. Die K. gibt uns daher nicht bloß, wie die Wissenschaft, Begriffe, sondern sie gibt uns Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere; sie gibt uns nicht bloß das unsinnliche, gestaltlose, abgezogene Leben, sondern die Frische und Fülle des sinnlichen Seins selbst. In diesem Sinne setzt die Ästhetik die

Schönheit der K. gerade in diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen. Ein Kunstwerk ist demnach um so schöner, je tiefer sein geistiger Gehalt ist und je mehr dieser Gehalt als individuelle Gestalt, als Empfindung, als Charakter und Handlung in wohlgeformter Gestalt auftritt.

Die K. zerfällt in so viele einzelne Kunstarten, als es physiognomische Ausdrucksformen des natürlichen und geistigen Lebens gibt. Wir äußern unser Inneres durch Geberde, Ton und Wort. Die Welt ist entweder bewußtlose Natur oder selbstbewußt denkender und handelnder Geist. Zwischen beiden steht eine Sphäre unmittelbarer neutraler Einheit, auf der zwar schon der selbstbewußte Geist vorhanden ist, aber noch nicht als denkender und handelnder, sondern noch als unbestimmtes, elementares Streben der Empfindung. Danach gliedert sich die K. in der Anschauung und Nachbildung der bewußtlos daseienden, rein sinnlichen Formwelt bewegt sich die bildende K.; in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Thaten und Charaktere die Poesie; in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes, d. h. in sinnlichen Tönen die Musik. Die bildende K. zerfällt dann weiter in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, je nachdem

sie sich ausschließlich in den Linien, Formen und Proportionen der bloß unorganischen Natur bewegt oder sodann weiter zur äußeren Gestalt der organischen, besonders der menschlichen Bildung fortschreitet, oder dann sogar schließlich Licht und Farbe, insofern diese den geistigen Ausdruck der Natur und Menschenvwelt näher bestimmen und durchgeistigen, in ihren Bereich zieht. Aber immer sind diese Künste ein freies Bilden. Sie bilden ihre Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere in ein bestimmteres äußeres Material; der Baukünstler und Bildhauer in Stein, Erz, Holz u. s. w., der Maler in Farben, der Musiker in die menschliche Stimme oder in tönende Instrumente, der Dichter in die Sprache. Nur das freie Bilden macht diese Künste zu freien, zu schönen Künsten. Ganz anders aber ist das mit der Landschaftsgärtnerei, mit der Tanzkunst u. s. w. Diese haben mit den schönen Künsten insofern Ähnlichkeit, als auch sie nicht bei dem Nützlichen stehen bleiben, sondern nach dem Schönen trachten, d. h. die landschaftliche Natur, die Bewegung und Haltung des Körpers, zum Träger einer Idee zu machen suchen; aber sie sind nicht freies Bilden, sondern bloßes Umbilden. Der Landschaftsgärtner ist an die Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten eines bestimmten einzelnen Stück Landes, der Tanzkünstler an seine angeborene Körperlichkeit und Gestalt gebunden; er kann diese zwar ausbilden, aber nicht überspringen. Es wird also immer eine Kluft zwischen der Idee, die dargestellt werden soll, und der darstellenden Form bleiben. Kant hat diese Künste sinnig als anhängende Künste bezeichnet. In Betreff der Litteratur über K. s. Ästhetik.

Nenne ein Kunstobjekt, das Dir besonders gefällt. Was gefällt Dir daran hauptsächlich, und woher weißt Du, dass es ein Kunstwerk ist?

Daß die Pfarrer Menschenfresser sind, und zwar auf die abscheulichste Weise

Was man unter Menschenfressern versteht, weiß wohl jeder, das Wort sagt es ja. Es schaudert einen, wenn man dies Entsetzliche hört oder liest, daß es Wilde gibt, die ihre Feinde toschlagen, um sie zu fressen. Es schaudert einen, man möchte die Verwandtschaft mit dieser Art Wesen leugnen, möchte leugnen, daß sie Menschen sind.

Ich werde nun zeigen, daß die Pfarrer Menschenfresser sind, und zwar auf eine weit abscheulichere Weise.

Was ist das Christentum des neuen Testaments? Es ist die leidende Wahrheit. In dieser mittelmäßigen, jämmerlichen, sündigen, argen, gottlosen Welt muß — das ist die Lehre des Christentums — die Wahrheit leiden; deshalb ist das Christentum die leidende Wahrheit, weil es Wahrheit ist und auf dieser Welt ist.

Um deswillen litt darum sein Stifter nicht bloß den Tod am Kreuz, sondern sein ganzes Leben war von Anfang bis Ende Leiden; um deswillen litt der Apostel, um deswillen der Wahrheitszeuge. Und nur Eines forderte der Erlöser, welch Gleiches nach ihm wieder der Apostel, der Wahrheitszeuge, als das Einzige forderte: Nachfolge.

Was aber tut „der Pfarrer“? Dieser studierte Mann ist ja kein Narr. „Ihm nachzufolgen, das wäre ein schöner Vorschlag für einen klugen Mann; da müßte zuerst die Veränderung mit dem klugen Mann geschehen sein, daß er närrisch geworden wäre, ehe es ihm beifallen könnte, sich auf so etwas einzulassen. Nein, aber ließe es sich nicht machen, daß man die Leiden dieser Herrlichen schilderte, ihre Lehre als Schulmeinung verkündigte; ließe sich das nicht derart machen, daß es ein so Erkleckliches abwürfe, daß ein Mann, der sein Leben genießen möchte, davon leben, sich darauf verheiraten und Kinder zeugen könnte, die davon ernährt würden? Das will heißen, ist es nicht möglich, die Herrlichen zu Geld zu machen, oder sie zu fressen, mit Weib und Kind davon zu leben, daß man sie frißt?“

Sieh, da hast Du: den Menschenfresser, daß die Pfarrer Menschenfresser sind! Ihr verstorbenen Herrlichen, dies ist, in der Tierwelt, die man, nach ihrem besseren Teil (a parte potiori), die Menschenwelt nennt, euer Schicksal im Leben und nach dem Tode: nämlich daß ihr gefressen werdet: Während ihr lebt, werdet ihr vom Geschmeiß der Mitlebenden gefressen, zuletzt schlägt man euch tot; und wenn ihr dann tot seid, dann fangen die richtigen Menschenfresser an, die Pfarrer, die davon leben, daß sie euch fressen! Wie man im Haushalt in der Schlachzeit den Vorrat für den Winter einpökelt, genauso hat „der Pfarrer“ die Herr-

lichen, die für die Wahrheit leiden mußten, in der Pökeltonne. Vergebens schreit er, der Gestorbene: Folge mir nach, folge mir nach! „Schönes Gerede“, erwiderte der Pfarrer, „nein, schweig du nur stille, und bleib wo du bist; welcher Unsinn, zu verlangen, daß ich dir nachfolgen sollte, ich soll ja gerade davon leben, daß ich dich verspeise, und das nicht alleine, sondern auch meine Frau und meine Kinder; ich sollte dir nachfolgen, vielleicht selbst ein Opfer werden? Indes ich von dir lebe und dich fresse, mache ich stattdessen die glänzendste Karriere, verdiene Geld wie Heu für mich und für Weib und Kinder, das solltest du nur sehen: Sie gedeihen, daß es eine Lust ist, sie anzuschauen.“

Dies ist Menschenfresserei, und ist es auf die abscheulichste Weise, was ich nun zeigen werde.

1) Der Kannibale ist ein Wilder; „der Pfarrer“ ist ein studierter, ein gebildeter Mann, was das Abscheuliche weit empörender macht.

2) Der Kannibale frißt seinen Feind. Anders „der Pfarrer“. Er gibt sich das Aussehen, daß er dem, welchen er frißt, zutiefst ergeben sei. Der Pfarrer, gerade der Pfarrer, er ist der ergebenste Freund jener Herrlichen, „hör ihn bloß, hör, wie er ihre Leiden schildern, ihre Lehre vortragen kann; verdient er nicht einen silbernen Tafelaufsatz, ein Verdienstkreuz, einen ganzen Satz bestückter Lehnstühle⁹⁷, ein paar Tausend mehr im Jahr, dieser herrliche Mann, der, selber zu Tränen gerührt, die Leiden der Herrlichen so trefflich schildern kann?“ Sieh, so ist der Kannibale nicht; er gesteht unverhohlen ein, daß er ein Menschenfresser ist, und er nennt sich nicht einen Freund dessen, den er frißt, sondern nennt ihn seinen Feind und sich selbst dessen Feind. Der Pfarrer hingegen verbirgt es so sorgfältig wie möglich, daß er ein Menschenfresser ist (wie das Krokodil, wenn es am kläglichsten heult)¹⁰⁸, verbirgt es dadurch, daß er sich das Aussehen gibt, er sei der Aller ergebenste dessen, gerade dessen, den er frißt. Durch Eid verpflichtet sich „der Pfarrer“ auf das neue Testament, also zur Nachfolge, dazu, dem Heiland der Welt nachzufolgen — und dann wünscht er der Nachfolge ein Gottbefohlen, lebt aber mit Familie davon (ihn zu fressen), seine Leiden zu schildern, seine Lehre als Schulmeinung vorzutragen, und gibt sich das Aussehen, ein wahrer, ergebener Jünger des Gekreuzigten zu sein. „Du solltest ihn sonntags gehört haben; der Mann ist ein wahrer Jünger Christi, wie der Christi Leiden schildern und zeugen kann . . . verdient er nicht einen Samtbesatz⁹⁹ und Sterne und Tausende im Jahr?“

3) Der Kannibale macht es kurz ab: Wild springt er auf, bemächtigt sich seines Feindes, schlägt ihn tot, ißt ein wenig von ihm. Dann ist es vorbei. Er lebt dann wieder von seinen gewöhnlichen Nahrungsmitteln, bis wieder die Wildheit gegen seine Feinde über ihn kommt.

ganzes Tun machen kann; im Lauf der Jahre wird er so abgehärtet gegen diesen Schrei, daß er ihm überhaupt nicht mehr hört. Zu Anfang hat er vielleicht ein gewisses Schamgefühl, wenn er sich einen wahren Jünger Christi nennen hört; im Lauf der Jahre hat er sich so an diese Benennung gewöhnt, daß er selber glaubt, ein Jünger zu sein. So stirbt er denn, so grundverderbt, wie es ein Mensch überhaupt nur sein kann; und begraben wird er dann als „Wahrheitszeuge“.

Anders mit „dem Pfarrer“ als Menschenfresser. Seine Menschenfresserei ist wohl bedacht, schlau angelegt, darauf berechnet, das ganze Leben mit nichts anderem zu bestreiten, und zwar so, daß dieser Lebensunterhalt einen Mann mit Familie dergestalt ernähren soll, daß es Jahr für Jahr mehr abwirft. Behaglich hat sich der Pfarrer auf seinem Landsitz eingerichtet, auch winkt die Aussicht auf Beförderung, seine Gattin ist die Behäbigkeit selber, und seine Kinder er nicht weniger. Und all das verdankt er: den Leiden der Herrlichen, dem Erlöser, dem Apostel, dem Wahrheitszeugen, davon lebt dieser Pfarrer, sie frißt er, mit ihnen, füttert er in frohem Lebensgenuß sein Weib und seine Kinder. Er hat diese Herrlichen in der Pökeltonne. Ihr Schrei: Folge mir nach, folge mir nach! ist umsonst. Eine Zeitlang muß er sich vielleicht gegen diesen Schrei wehren, damit er nicht — in Verbindung mit dem Eid, den er abgelegt hat! — damit er nicht einen störenden Eindruck auf sein

Aus: Søren Kierkegaard
De Angenblick (No. 9)

Ich bin genau so wie das Lüneburger Schwein. Mein Denken ist eine Leidenschaft. Ich kann vortrefflich für andre Trüffeln aufwühlen, selbst hab ich an ihnen keine Freude. Ich nehme die Probleme auf meine Nase; aber ich vermag mit ihnen nicht mehr zu tun als sie nach rückwärts über meinen Kopf zu werfen.

Vergeblich kämpfe ich dagegen an. Mein Fuß gleitet. Mein Leben wird dennoch eine Dichterexistenz. Kann man sich etwas Unglücklicheres denken? Ich bin erkoren; das Schicksal lacht über mich, wenn es mir plötzlich zeigt, wie alles, was ich dagegen tue, Moment in solch einem Dasein wird. Ich weiß die Hoffnung so lebendig zu schildern, daß eine jede Individualität, die da hofft, sich in meiner Schilderung wiedererkennen wird; und dennoch ist es eine Fälschung, denn indem ich die Hoffnung schildere, denke ich an die Erinnerung.

Es gibt doch noch einen Beweis für Gottes Dasein, den man bisher übersehen hat. Er wird von einem Sklaven in den Rittern des Aristophanes⁴⁴ (V. 32 ff) geführt.

Demosthenes.

Idole! glaubst du in allem Ernst an Götter nodi?

Nikias.

Ei freilich!

Demosthenes.

Was für Beweise hast du denn dafür?

Nikias.

Weil mich die Götter hassen! Ist das nicht genug?

Demosthenes.

Ich bin besiegt.

Warum bin ich nicht in den neuen Buden⁵² geboren, warum bin ich nicht als kleines Kind gestorben? So hätte mein Vater mich in einen kleinen Sarg gelegt, mich selbst unter den Arm genommen, mich eines Sonntags vormittags zum Grabe hinausgetragen, selber die Erde darauf geworfen, halb laut ein paar nur ihm selbst verständliche Worte gemurmelt. Dem glücklichen Altertum allein konnte es beikommen, die kleinen Kinder im Elysium weinen zu lassen, weil sie so früh gestorben seien.

Niemals bin ich froh gewesen; gleichwohl hat es stets so ausgesehen, als wäre die Freude in meinem Gefolge, als tanzten um mich der Freude leichte Genien, unsichtbar für andre, nicht aber für mich, dessen Auge da von Wonne strahlte. Wenn ich also an den Menschen vorübergehe, glücklich und froh wie ein Gott, und sie mir mein Glück mißgönnen, dann lach ich; denn ich verachte die Menschen, und ich nehme Rache. Niemals hab ich gewünscht, einem Menschen Unrecht zu tun, jederzeit aber hat es so ausgesehen, als ob ein jeder Mensch, der in meine Nähe käme, Kränkung und Unrecht erlitte. Wenn ich also andre wegen ihrer Treue und Rechtschaffenheit rühmen höre, dann lach ich; denn ich verachte die Menschen, und ich nehme Rache. Niemals ist mein Herz

gegen irgend einen Menschen verhärtet gewesen, jederzeit aber, und gerade dann, wenn ich am meisten bewegt war, hat es so ausgesehen, als ob mein Herz jedem Gefühl verschlossen und fremd wäre. Wenn ich also andre wegen ihres guten Herzens rühmen höre, sie geliebt sehe um ihres tiefen reichen Fühlens willen, dann lach ich; denn ich verachte die Menschen, und nehme Rache. Wenn ich mich selbst verflucht, verabscheut sehe, gehaßt wegen meiner Kälte und Herzlosigkeit: dann lach ich, dann sättigt sich mein Grimm. Wofern die guten Menschen mich nämlich dahin bringen könnten, wirklich Unrecht zu haben, wirklich Unrecht zu tun — ja, dann hätte ich verloren.

Es ist mein Unglück; an meiner Seite geht allezeit ein Mordengel⁵³, und ich bestreiche nicht der Auserwählten Tür mit Blut zum Zeichen, daß er an ihr vorübergehen möge; nein, in deren Tür tritt er gerade ein — denn erst die Liebe der Erinnerung ist glücklich.

Der Wein erquickt mein Herz nicht mehr; ein wenig davon macht mich wehmütig; viel — schwermütig. Meine Seele ist matt und ohne Kraft, vergeblich drücke ich ihr die Sporen der Lust in die Seite, sie kann nicht mehr, sie richtet sich nicht mehr hoch in königlichem Sprung. Ich habe alle meine Illusion verloren. Vergeblich suche ich mich der Unendlichkeit der Freude hinzugeben, sie kann mich nicht erheben, oder richtiger ich kann mich selber nicht erheben. Ehedem, da brauchte sie nur zu winken, und ich stieg leicht und frisch und frei. Und ritt ich langsam durch den Wald, so war's als ob ich flöge; jetzt, wenn das Pferd dem Sturze nahe schäumt, so scheint es mir, ich käme nicht vom Fleck. Einsam bin ich, bin es allezeit gewesen; verlassen, nicht von Menschen, dieses würde mich nicht schmerzen, sondern von der Freude heitern Genien, die mich in großer Schar umringten, überall Bekannte traten, überall Gelegenheit mir wiesen. Gleich wie ein berauschter Mann der Jugend keck Gewimmel um sich sammelt, so scharten sie sich um mich her, der Freude Elfen, und mein Lächeln, es galt ihnen. Meine Seele hat die Möglichkeit verloren. Sollt' ich mir etwas wünschen, ich würde mir nicht Reichtum wünschen oder Macht, sondern die Leidenschaft der Möglichkeit, das Auge, welches ewig jung und ewig glühend überall die Möglichkeit erblickt. Der Genuß täuscht, die Möglichkeit nicht. Und welcher Wein ist wohl so schäumend, welcher wohl so duftend, welcher so berauschend!

Wo der Sonne Strahlen nicht hindringen, da dringen doch die Töne hin. Mein Gemach ist dämmericht und düster, eine hohe Mauer hält des Tages Licht beinahe fern. Es muß im Nachbarhause sein, vermutlich ein herumziehender Musikant. Was ist es für ein Instrument? Eine Rohrflöte? ... was höre ich — das Menuett aus Don Juan. So traget mich denn wieder fort, ihr reichen und starken Töne, zum Kreis der Mädchen, zu des Tanzes Lust. — Der Apotheker stößt seinen Mörser, das Mädchen scheuert seinen Kessel, der Stallknecht striegelte sein Pferd und klopft den Striegel auf dem Pflaster aus; allein mir gelten diese Töne, allein mich grüßen sie. O, habe Dank, wer du auch seist, hab Dank! So reich ist meine Seele, so gesund, so freudetrunken.

Lachs ist an und für sich eine sehr delikate Speise; bekommt man aber zuviel davon, so schadet es der Gesundheit, da er schwer verdaulich ist. Als daher einmal in Hamburg eine große Menge Lachs gefangen worden war, ordnete die Polizei an, kein Hausvater dürfe seinem Gesinde mehr als einmal in der Woche Lachs vorsetzen. Es wäre wünschenswert, daß ein gleiches Polizeimandat angeschlagen würde, betreffs der Sentimentalität.

Wie grauenhaft ist doch Langeweile — grauenhaft langweilig; ich kenne keinen stärkeren Ausdruck, keinen wahreren, denn allein das Gleiche wird erkannt vom Gleichen. O daß es doch noch einen höhern Ausdruck gäbe, einen stärkeren, so gäbe es doch noch eine Bewegung. Ich liege hingegossen, untätig; das Einzige, das ich sehe, ist Leere, das Einzige, davon ich lebe, ist Leere, das Einzige, darin ich mich bewege, ist Leere. Nicht einmal Schmerzen leide ich. Der Geier fraß doch fort und fort an des Prometheus Leber; auf Loki träufte fort und fort doch Gift hernieder; es war doch eine Unterbrechung, wenn auch einförmig. Der Schmerz sogar hat seine Erquickung für mich verloren. Ob man mir gleich alle Herrlichkeiten der Welt böte oder alle Pein der Welt, es rührt mich gleich sehr, ich würde mich nicht auf die andre Seite kehren, weder um sie zu empfangen noch um sie zu fliehen. Ich sterbe den Tod. Und was denn könnte mich zerstreuen? Ja, falls ich eine Treue zu sehen bekäme, die jede Prüfung bestünde, eine Begeisterung, die alles trüge, einen Glauben, der Berge versetzte⁴⁵; falls ich eines Gedankens inne würde, welcher das Endliche und das Unendliche verbände. Jedoch der giftige Zweifel meiner Seele verzehret alles. Meine Seele gleicht dem Toten Meere, über das kein Vogel fliegen kann; hat er den halben Weg zurückgelegt, so stürzt er matt hernieder in Tod und Untergang.

22 Wunderlich! mit welcher zweideutigen Angst vor dem Verlieren und Behalten hängt und haftet doch der Mensch an diesem Leben. Unterweilen habe ich daran gedacht, einen entscheidenden Schritt zu tun, gegen den alle meine früheren nur Kinderstreiche wären — die große Entdeckungsfahrt anzutreten. Gleich wie ein Schiff, das vom Stapel läuft, mit einem Kanonenschusse begrüßt wird, so wollte ich mich selber grüßen. Dennoch. Fehlt es mir an Mut? Falls ein Stein herabkäme und mich zu Tode schlänge, das wäre doch ein Ausweg.

Die Tautologie ist und bleibt doch das höchste Prinzip, der höchste Grundsatz des Denkens. Was Wunders da, daß die meisten Menschen sie in Gebrauch haben. Sie ist auch garnicht so ärmlich und vermag gut und gern das ganze Leben auszufüllen. Es gibt eine scherzende, witzige, unterhaltsame Form, das sind die unendlichen Urteile⁴⁶. Diese Art der Tautologie ist die paradoxe und transzendente. Es gibt auch die ernsthafte, wissenschaftliche und erbauliche Form. Die Formel hierfür ist folgende: wenn zwei Größen einer und der gleichen dritten an Größe gleich sind, so sind sie einander an Größe gleich. Dies ist ein quantitativer Schluß. Diese Art von Tautologie ist besonders brauchbar auf Kathedern und Kanzeln, wo man viel sagen soll.

Das Unproportionierte in meinem Bau ist, daß meine Vorderbeine zu kurz sind. Wie der Hase von Neu-Holland⁴⁷ hab ich ganz kurze Vorderbeine, aber unendlich lange Hinterbeine. Im Allgemeinen sitz ich ganz stille; mach ich eine Bewegung, so ist es ein ungeheuerlicher Sprung zum Entsetzen aller derer, an die ich durch die zarten Bande der Familie und der Freundschaft geknüpft bin.

Entweder — Oder

Ein ekstatischer Vortrag

Heirate, du wirst es bereuen; heirate nicht, du wirst es gleichfalls bereuen; heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen; entweder du heiratest oder du heiratest nicht, du bereust beides. Lach über die Narrheit der Welt, du wirst es bereuen; wein' über sie, du wirst es gleichfalls bereuen; lach über die Narrheit der Welt oder wein' über sie, du wirst beides bereuen; entweder du lachst über die Narrheit der Welt oder du weinst über sie, du bereust

beides. Trau einem Mädchen, du wirst es bereuen; trau ihr nicht, du wirst es gleichfalls bereuen; trau einem Mädchen oder trau ihr nicht, du wirst beides bereuen; entweder du traust einem Mädchen oder du traust ihr nicht, du wirst beides bereuen. Hänge dich auf, du wirst es bereuen, hänge dich nicht auf, du wirst es gleichfalls bereuen; hänge dich auf oder hänge dich nicht auf, du wirst beides bereuen; entweder du hängst dich auf oder du hängst dich nicht auf, du wirst beides bereuen. Dies, meine Herren, ist aller Lebensweisheit Inbegriff. Es ist nicht allein in einzelnen Augenblicken, daß ich, wie Spinoza sagt, alles a eterno modo (nach Art der Ewigkeit⁴⁸) betrachte, sondern ich bin immerfort a eterno modo. Viele glauben, daß sie dies gleichfalls seien, wenn sie, nachdem sie das eine getan haben oder das andre, diese Gegensätze vereinigen oder vermitteln. Jedoch dies ist ein Mißverständnis; denn die wahre Ewigkeit liegt nicht hinter dem Entweder-Oder, sondern vor ihm. Die Ewigkeit dieser Leute wird daher auch ein schmerzlicher Ablauf in der Zeit sein, sofern sie die zwiefache Reue haben werden, um daran zu zehren. Meine Weisheit ist also leicht zu begreifen; denn ich habe bloß einen einzigen Grundsatz, von dem ich noch nicht einmal ausgehe. Man muß unterscheiden zwischen der hinterher kommenden Dialektik in dem Entweder-Oder und der hier angedeuteten ewigen. Wenn ich so z. B. hier sage, daß ich nicht ausgehe von meinem Grundsatz, so hat dies seinen Gegensatz nicht an einem von ihm Ausgehen, sondern ist lediglich der negative Ausdruck für meinen Grundsatz, ist lediglich das, darin er sich selbst begreift im Gegensatz zu einem entweder von ihm Ausgehen oder nicht von ihm Ausgehen. Ich gehe von meinem Grundsatz nicht aus; denn ginge ich von ihm aus, so würde ich es bereuen, und ginge ich nicht von ihm aus, so würde ich es gleichfalls bereuen. Sollte es daher dem einen oder andern unter meinen hochverehrten Zuhörern so vorkommen, als ob an dem, was ich sagte, doch etwas dran wäre, so beweist er damit lediglich, daß sein Kopf für Philosophie nicht geeignet ist; und sollte es ihn bedünken, in dem Gesagten wäre eine Bewegung vollzogen, so beweist dies das Gleiche. Für diejenigen Zuhörer hingegen, welche imstande sind, mir zu folgen, obwohl ich keine Bewegung vollziehe, will ich nunmehr die ewige Wahrheit entwickeln, dadurch diese Philosophie in sich selber bleibt, und eine höhere nicht zugesteht. Wofern ich nämlich von meinem Grundsatz ausginge, würde ich nicht wieder anhalten können; denn hielte ich nicht an, so würde ich es bereuen, und hielte ich an, so würde ich es gleichfalls bereuen u.s.f. Jetzt hingegen, wo ich nie ausgehe, kann ich auch nie aufhören; denn mein ewiger Ausgang⁴⁹ ist mein ewiges Aufhören. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es für die Philosophie keineswegs besonders schwierig ist, anzufangen. Weit davon; sie fängt ja mit Nichts an und kann mithin jederzeit anfangen⁵⁰. Was hingegen der Philosophie und den Philosophen schwer fällt, ist das Aufhören. Auch diese Schwierigkeit hab ich vermieden; denn wofern jemand meinen sollte, daß ich, indem ich jetzt aufhöre, wirklich aufhöre, beweist er, daß es ihm an spekulativem Begriff mangelt. Ich halte nämlich nicht jetzt an; sondern ich habe damals angehalten, da ich anfang. Meine Philosophie hat daher die ausgezeichnete Eigenschaft, daß sie kurz ist, und daß sie unwidersprechlich ist; denn wofern es sich jemand getraute, mir zu widersprechen, so dürfte ich wohl recht damit haben, ihn für verrückt zu erklären. Der Philosoph ist also immerfort aeterno modo und hat nicht bloß wie der selige Sintenis⁵¹ ein paar „Stunden“, die „gelebt“ sind „für die Ewigkeit“.

Aus: Søren
Kierkegaard
ENTWEDER — ODER

Mondesaufgang

An des Balkones Gitter lehnte ich
 Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
 Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle,
 Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
 Der See verschimmerte mit leisem Dehnen,
 Zerfloßne Perlen oder Wolkentränen?
 Es rieselte, es dämmerte um mich,
 Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
 Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
 Im Laube summt der Phalänen Reigen,
 Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
 Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
 Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
 Ein Herz, das übertoll von Glück und Leid
 Und Bildern seliger Vergangenheit.

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein –
 Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein? –
 Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
 Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
 Verzittert war der Feuerfliege Funken,
 Längst die Phaläne an den Grund gesunken,
 Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
 Ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß
 Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
 Ein Summen stieg im weiten Wassertale
 Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
 Mir war, als müsse etwas Rechnung geben,
 Als stehe zagend ein verlornes Leben,

Als stehe ein verkümmert Herz allein,
 Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,
 Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor
 Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
 Und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
 Der Wellen Zucken war ein lächelnd Winken,
 An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
 Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
 Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
 Der seine Jugend dem Verarmten eint,
 Um seine sterbenden Erinnerungen
 Des Lebens zarten Widerschein geschlungen,
 Bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
 In Feuerströmen lebt, im Blute endet –
 Bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
 Ein fremdes, aber o! ein mildes Licht.

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF

- 1797 am 10. Januar wird Anna Elisabeth, genannt Annette, von Droste-Hülshoff auf dem Wasserschloss Hülshoff bei Münster in Westfalen geboren.
Vater : Freiherr Clemens August von Droste-Hülshoff
Mutter: Therese Luise, geb. von Haxthausen
- 1804-08 Annette schreibt ihre ersten Gedichte
- 1812 Bekanntschaft Annettes mit Anton Matthias Sprickmann
- 1813 lernt sie Wilhelm Grimm kennen
Dramenfragment "Berta"
- 1815 erste Anzeichen schwerer Krankheit (v.a..Lungentuberkulose)
- 1819 "Ledwina" (unvollendet)
- 1820 grosse Lebenskrise
1. Teil des "Geistlichen Jahres"
- 1825 Reise an den Rhein(Köln, Bonn), wo sie Verwandte besucht
- 1826 26.Juli: Tod des Vaters
- 1829 erste Arbeiten an "Das Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard"
15.Juni: Tod des jüngeren Bruders Ferdinand
- 1834 Beginn der Freundschaft mit Christoph Bernhard Schlüter
Beendigung der Verserzählung "Das Hospiz..." und "Des Arztes Vermächtnis"
Heirat der Schwester Jenny mit Joseph von Lassberg (Wohnsitz war die Meersburg am Bodensee)
- 1837 Zusammentreffen mit Levin Schücking(1814-83) in der 'Hecken-Schriftsteller-gesellschaft'
- 1838 Veröffentlichung des 1.Buches: Gedichte von A. von Droste-Hülshoff
Epos: "Die Schlacht am Loener Bruch"
- 1840 einige Balladen: z.B."Meister Gerhard von Köln"
"Das Fegefeuer des westfälischen Adels"
- 1841 erster Besuch auf der Meersburg, wohin auch Levin Schücking kommt
- 1841/42 54 Gedichte u.a. "Die Heidebilder"
Ballade: "Der Spiritus familiaris des Rosstäuschers"
Novelle: "Die Judenbuche"
- 1842 verlässt Schücking die Meersburg (1843 heiratete er Luise von Gall)
- 1844 erste Casamtausgabe der bisherigen Drost'schen Gedichte
- 1846 Bruch mit Schücking → schwere Erkrankung
- 1848 24.Mai: Tod Annettes von Droste-Hülshoff
- 1860 Das Werk "Letzte Gaben" erscheint, herausgegeben von Schücking
- 1862 1. von Droste Biographie, verfasst von Schücking
- 1878/79 Ausgabe sämtlicher Werke

Marie von Ebner-Eschenbach

1830–1916



„Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: alle dummen Männer.“ – „Sag etwas, das sich von selbst versteht zum erstenmal, und du wirst unsterblich sein.“ – „Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen.“ – „Genug weiß niemand, zu viel so mancher.“ – „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven.“ – „Der Gescheitere gibt nach! Eine traurige Wahrheit; sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit.“ – „Nicht jeder große Mann ist ein großer Mensch.“ – Marie von Ebner-Eschenbach war eine große Frau und ein großer Mensch. Ihre Aphorismen (1880) enthalten eine Fülle tiefster Menschenkenntnis und Lebensweisheit, und sie hat sie nicht nur theoretisch ausgesprochen, sondern auch gelebt. Eine Gräfin Dubsky, wurde sie am 13. September 1830 im Schloß Zdislavic in Mähren geboren, heiratete 1848 ihren Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach, den nicht unbedeutenden Naturwissenschaftler und späteren Feldmarschalleutnant, und zog mit ihm nach Wien, wo sie mit einer Unterbrechung (1851–1863 in Klosterbruck bei Znaim) bis zu ihrem Tode am 12. März 1916 verblieb. Nicht so geradlinig wie ihr Leben verlief der Weg ihres dichterischen Schaffens. Sie versuchte sich zunächst wie so viele realistische Erzähler des späteren 19. Jahrhunderts erfolglos auf dramatischem Gebiet, aber auch die heute zu ihren Hauptwerken zu rechnende Erzählung ‚Božena‘ (1876, 2. Aufl. erst 1895) wurde wenig beachtet. Der Durchbruch gelang mit ‚Lotti, die Uhrmacherin‘ (1880), der dann viele bedeutende und anerkannte Erzählungen (die sich mitunter zu kleineren Romanen ausweiten) folgten, etwa ‚Die Freiherrn von Gemperlein‘ (1881), ‚Das Gemeindegeld‘ (1887) oder ‚Unsühnbar‘ (1890). Wie die Dichterin den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem mährischen Schloß verlebte, so steckte sie die Grenzen ihrer besten Werke um diesen Kreis: ‚Dorf- und Schloßgeschichten‘ (1883, 1886) sind die meisten ihrer Erzählungen, und sie sind geprägt durch realistische und psychologische Schilderung der adeligen wie der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Gesellschaft, durch eine engagierte sozialkritische Tendenz und humanitäre Gesinnung, vor allem auch durch eine feinsinnige und kunstvolle Durchformung. Marie von Ebner-Eschenbach zählt zu den bedeutendsten deutschen Dichterinnen. – Das Altersfoto ist im Besitz der Deutschen Staatsbibliothek Berlin/DDR (Handschriftenabteilung/Literaturarchiv).

Karl Konrad Polheim

Naturalismus

Theorien, Manifeste

Wilhelm Bölsche

Die Basis unseres gesamten modernen Denkens bilden die Naturwissenschaften. Wir hören täglich mehr auf, die Welt und die Menschen nach metaphysischen Gesichtspunkten zu betrachten, die Erscheinungen der Natur selbst haben uns allmählich das Bild einer unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit, alles kosmischen Geschehens eingepägt, dessen letzte Gründe wir nicht kennen, von dessen lebendiger Betätigung wir aber unausgesetzt Zeuge sind. Das vornehmste Objekt naturwissenschaftlicher Forschung ist dabei selbstverständlich der Mensch geblieben, und es ist der fortschreitenden Wissenschaft gelungen, über das Wesen seiner geistigen und körperlichen Existenz ein außerordentlich großes Tatsachenmaterial festzustellen, das noch mit jeder Stunde wächst, aber bereits jetzt von einer derartigen beweisenden Kraft ist, daß die gesamten älteren Vorstellungen, die sich die Menschheit von ihrer eigenen Natur auf Grund weniger exakter Forschung gebildet, in den entscheidendsten Punkten über den Haufen geworfen werden. Da, wo diese ältern Ansichten sich während der Dauer ihrer langen Alleinherrschaft mit andern Gebieten menschlicher Geistestätigkeit eng verknüpft hatten, bedeutet dieser Sturz notwendig eine gänzliche Umbildung und Neugestaltung auch auf diesen verwandten Gebieten. Das bekannteste Beispiel hierfür ist die Religion, deren einseitig dogmatischer Teil durch die Naturwissenschaften zersetzt und zu völliger Umwandlung gezwungen wurde. Ein zweites Gebiet aber, das auch wesentlich in Frage kommt, ist die Poesie. Welche besondern Zwecke diese auch immer verfolgen mag und wie sehr sie in ihrem innersten Wesen sich von den exakten Naturwissenschaften unterscheiden mag, – eine Sonderung, die wir so wenig, wie die Sonderstellung einer vernünftigen Religion, antasten, – ganz unbezweifelbar hat sie unausgesetzt, um zu ihren besondern Zielen zu gelangen, mit Menschen und Naturerscheinungen zu tun und zwar, so fern sie im geringsten gewissenhafte Poesie, also Poesie im echten und edeln Sinne und nicht ein Fabulieren für Kinder sein will, mit eben denselben Menschen und Naturerscheinungen, von denen die Wissenschaft uns gegenwärtig jenen Schatz sicherer Erkenntnisse darbietet. Notwendig muß sie auch von letzteren Notiz nehmen und frühere irrige Grundanschauungen fahren lassen. [...]

Wilhelm Bölsche: Geboren 1861 in Köln. Gestorben 1939 in Schreiberhau (Schlesien). Studierte Philosophie und Kunstgeschichte. Schriftsteller; Popularisator naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Text aus W. Bölsche: *Die naturwis-*

senschaftlichen Grundlagen der Poesie. – Leipzig 1887. – Abdruck nach Walther Killy: *Die deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse.* Band VII, 20. Jahrhundert. – München 1967.

Otto Brahm

[...] Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit; und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objektive Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Überzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt. [...]

Michael Georg Conrad

[...] Unsere «Gesellschaft» wird keine Anstrengung scheuen, der herrschenden jammervollen Verflachung und Verwässerung des literarischen, künstlerischen und sozialen Geistes starke, mannhafte Leistungen entgegenzusetzen, um die entsittlichende Verlogenheit, die romantische Flunkerei und entnervende Phantasterei durch das positive Gegenteil wirksam zu bekämpfen. Wir kündigen Fehde dem Verlegenheits-Idealismus des Philistertums, der Moralitäts-Notlüge der alten Parteien- und Cliqueswirtschaft auf allen Gebieten des modernen Lebens. [...]

Hermann Bahr

[...] Wir haben keine großen Worte und Wunder sind uns versagt. Wir können kein Himmelreich versprechen. Wir wollen nur, daß das Lügen aufhöre, das tägliche Lügen, in den Schulen, von den Kanzeln, auf den Thronen, welches häßlich und schlecht ist.

Wir haben kein anderes Gesetz als die Wahrheit, wie jeder sie empfindet. Der dienen wir. Wir können nichts dafür, wenn sie rau und gewalttätig ist und oft höhnisch und grausam. Wir sind ihr nur gehorsam, was sie verlange. Manchmal verwundert es uns selbst und erschreckt uns, wir können uns aber nicht helfen. [...]

Otto Brahm: Geboren 1856 in Hamburg. Gestorben 1912 in Berlin. Leiter der 1889 gegründeten «Freien Bühne». Text aus: *Freie Bühne für modernes Leben.* Hg. v. O. Brahm. Jg. 1, Jan. 1890, H. 1. – Abdruck nach Walther Killy (s.o.).
Michael Georg Conrad: Geboren 1846 in Gnodstadt (Franken). Gestorben 1927 in München. Dr. phil., Schriftsteller. Text aus: *Die Gesellschaft.* Jg. 1, Jan. 1885, Nr. 1. – Abdruck nach Walther Killy (s.o.).

Die Gesellschaft: literarische Zeitschrift (1885–1902) des Naturalismus.
Hermann Bahr: Geboren 1863 in Linz an der Donau. Gestorben 1934 in München. Machte als Verlagslektor, Theaterkritiker, Dramaturg und Schriftsteller die Entwicklung vom Naturalismus zum Expressionismus mit. Text aus H. Bahr: *Zur Kritik der Moderne.* Zweite Reihe. – Dresden 1891. – Abdruck nach J. Billen und H.H. Koch: *Was will Literatur?* Band 1. – Paderborn 1975.

Der Handkuß

Viere lang,
Zum Empfang,
Vorne Jean,
Elegant,
Fährt meine süße Lady.

Schilderhaus,
Wache raus.
Schloßportal,
Und im Saal
Steht meine süße Lady.

Hofmarschall,
Pagenwall.
Sehr graziös,
Merveillös
Knixt meine süße Lady.

Königin,
Hoher Sinn.
Ihre Hand,
Interessant,
Küßt meine süße Lady.

Viere lang,
Vom Empfang,
Vorne Jean,
Elegant,
Kommt meine süße Lady.

Nun wie war's
Heut bei Czars?
Ach, ich bin
Noch ganz hin,
Haucht meine süße Lady.

Nach und nach,
Allgemach,
Ihren Mann
Wieder dann
Kennt meine süße Lady.

Wer weiß wo

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.

Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
»Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo.«

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß wo.

Einen Sommer lang

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
Zögert sie den Schritt,
Rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
Nimmt ein Blättchen mit.

Hat mit Ähren sich das Mieder
Unschuldig geschmückt,
Sich den Hut verlegen nieder
In die Stirn gerückt.

Finster kommt sie langsam näher,
Färbt sich rot wie Mohn;
Doch ich bin ein feiner Späher,
Kenn die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
Ruhig liegt die Welt,
Und es hat an ihre Seite
Mich der Sturm gesellt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Patrouille

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge, Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod.

August Stramm

Wache

Das Turmkreuz schrickt ein Stern
Der Gaul schnappt Rauch
Eisen klirrt verschlafen
Nebel streichen
Schauer
Starren Frösteln
Frösteln
Streicheln
Raunen
Du!

August Stramm

GEORG HEYM

Der Gott der Stadt

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.
Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.
Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit
Die letzten Häuser in das Land verirren.

Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,
Die großen Städte knieen um ihn her.
Der Kirchenglocken ungeheure Zahl
Wogt auf zu ihm aus schwarzer Türme Meer.

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik
Der Millionen durch die Straßen laut.
Der Schlotte Rauch, die Wolken der Fabrik
Ziehn auf zu ihm, wie Duft von Weihrauch blaut.

Das Wetter schwält in seinen Augenbrauen.
Der dunkle Abend wird in Nacht betäubt.

Die Stürme flattern, die wie Geier schauen
Von seinem Haupthaar, das im Zorne sträubt.

Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust.
Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt
Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust
Und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.

GOTTFRIED BENN

Ein Wort

Ein Wort, ein Satz -: Aus Chiffren steigen
erkanntes Leben, jäher Sinn,
die Sonne steht, die Sphären schweigen
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort - ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich -
und wieder Dunkel, ungeheuer,
im leeren Raum um Welt und Ich.

GEORG TRAKL · In den Nachmittag geflüstert

Sonne, herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

Im Nachtzug

(Gedicht von Gerhart Hauptmann)

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,
die Räder dröhnen und rasen.

Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
unter sieben schnarchenden Nasen.

Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,
und weit, wie ins Reich der Gespenster,
weit blick' ich hinaus in das dämmrige Licht,
und schemenhaft schau' ich mein blasses Gesicht
im lampenbeschiedenen Fenster.

Da rast es nun hin mit dem brausenden Zug
an Wiesen und Wäldern vorüber,
über Mauern, Stakete und Bäume im Flug,
und trüber blickt es und trüber.

Und jetzo, wahrhaftig, ich täusche mich nicht,
jetzt rollen über mein Schattengesicht
zwei schwere und leuchtende Tränen.

Und tief in der Brust klingt es und singt's,
und fiebernd das Herz und die Pulse durchdringt's,
ein wildes, ein brennendes Sehnen.

Ein Sehnen hinaus in das Mondscheinreich,
das fliegend die Drähte durchschneiden.

Sie tauchen hernieder und steigen zugleich,
vom Zauber der Nacht mich zu scheiden.

Doch ich blicke hinaus, und das Herz wird mir weit,
und ich lulle mich ein in die selige Zeit,
wo nächtlich tanzte am Weiher
auf Mondlichtstrahlen die Elfenmaid,
dazu ihr von minniger Wonne und Leid
der Elfe spielte die Leier.

Der Elfe, er spielte die Leier so schön,
die Gräslein mußten ihm lauschen,
der Mühlbach im Sturze vernahm's und blieb stehn,
vergessend sein eigenes Rauschen.

Maiblume und Rotklee weineten Tau,
und wonnige Schauer durchbebten die Au,
und Sänger lauschten im Haine.

Sie lauschten und lernten vom Elfen gar viel
und stimmten ihr duftendes Saitenspiel
so zaubrisch und rein wie das seine.

Vorüber, vorüber im sausenden Takt!

Kein Zauber nimmt dich gefangen,
der du schwindelhoch über den Katarakt
und tief durch die Berge gegangen.

Du rasender Pulsschlag der fiebernden Welt,
du Dämon, der in den Armen mich hält
und trägt zu entlegener Ferne!

Ich bliebe so gerne im Mondschein
und lauschte so gerne verschwiegen allein
der Zwiesprach' seliger Sterne!

Rauchwolken verhüllen das dämmernde Bild
und schlingen weißwogende Reigen.

Doch unter mir stampft es und schmettert es wild,
und unter mir will es nicht schweigen.

Es klingt wie ein Ächzen, es rieselt wie Schweiß,
als schleppten Zyklopen hin über das Gleis
den Zug auf ehernen Armen.

Und wie ich noch lausche, beklommen und bang,
da wird aus dem Chaos Donnergesang,
zum Grauen zugleich und Erbarmen.

"Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend Geschlecht,
mit schwierigen Händen und Herzen.

Doch gebt uns zum Leben, zum Sterben ein Recht
und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!

Ja, könnten wir atmen, im keuchenden Lauf,
nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
so, weil du den Elfen bewundert,

so sängen wir dir mit Donnergetön
das Lied, so finster und doch so schön,
das Lied von unserm Jahrhundert!

Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,
so lausche dem Rasseln der Schienen,
so meide das schläfrige, tändelnde Ried

und folge dem Gang der Maschinen;
beachte den Funken im singenden Draht,
des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad,

und weiter, o beuge dich nieder
zum Herzen der Armen, mitleidig und mild,
und was es dir zitternd und weinend enthüllt,
ersth' es in Tönen dir wieder!"

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,
die Räder dröhnen und rasen.

Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht
unter sieben schnarchenden Nasen.

Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,
und tief aus dem Chaos der Töne,

da quillt es, da drängt es, da perlt es empor
wie Hymnengesänge, bezaubernd mein Ohr,
in erdenverklärender Schöne.

Und leise aufschwillt es, und ebbend verhallt's
im schmetternden Eisengeklirre.

Und wieder erwacht es, und himmelauf wallt's
hervor aus dem Tönegewirre.

Und immer von neuem versinkt es und steigt.
Und endlich verweht's im Tumulte und schweigt

und läßt mir ein heißes Begehren,
das sinneberückende Zaubergetön
von himmlischen Lenzen auf irdischen Höhn
zu Ende, zu Ende zu hören.

"Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht,
mit keuchenden Kehlen und Brüsten.

Wir haben euch güldene Häuser gemacht,
indessen wie Geier wir nisten.

Wir schaffen euch Kleider. Wir backen euch Brot.
Ihr schafft uns den grinsenden, winselnden Tod.

Wir wollen die Ketten zerbrechen.

Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Gut!

Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Blut!

Wir wollen uns rächen, uns rächen!"

GERHART HAUPTMANN

- 1862 15. November. Gerhart Hauptmann in Ober-Salzbrunn in Schlesien als viertes Kind des Hotelbesitzers Robert Hauptmann (1824—1898) und seiner Frau Marie geb. Strachler (1827—1906) geboren.
- 1868 Eintritt in die Dorfschule.
- 1874—1878 Besuch der Realschule am Zwinger in Breslau zusammen mit seinem Bruder Carl.
- 1877 Hauptmanns Vater muß sein Hotel «Preußische Krone» aufgeben und übernimmt die Bahnhofswirtschaft in Sorgau.
- 1878—1879 Der junge Hauptmann Landwirtschaftseleve auf dem Rittergut Lohnig (Kreis Striegau). Erste Gedichte.
- 1879 September. Nach Beendigung der Elevenzeit muß er aus gesundheitlichen Gründen den Gedanken aufgeben, Landwirt zu werden.
- 1879—1880 Erneuter Aufenthalt in Breslau. Private Vorbereitung auf das Einjährigen-Examen, das aber scheitert.
- 1880—1882 Besuch der Bildhauerklasse der Kunst- und Gewerbeschule in Breslau.
- 1882 15. April. Abgang von der Kunstschule mit dem Zeugnis der mittleren Reife.
- 1882—1883 Hauptmann studiert ein Semester Geschichte an der Universität Jena.
- 1883—1884 Als Bildhauer in Rom.
- 1884 Hauptmann verbringt den Sommer und Herbst in Dresden, er besucht die Zeichenklasse der Königlichen Akademie auf der Brühl'schen Terrasse.
- 1884—1885 Winter- und Sommersemester an der Universität Berlin.
- 1885 5. Mai. Eheschließung mit Marie Thienemann.
Promethidenlos erscheint.
- 1885—1888 Hauptmann lebt in Erkner. Von dort aus Besuche des Berliner Dichtervereins «Durch» (Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Brüder Hart).
- 1888 Mai—Herbst. Aufenthalt in Zürich in der Familie seines Bruders Carl. Anregender Freundeskreis.
- 1889 20. Oktober. *Vor Sonnenaufgang* in Berlin uraufgeführt.
- 1890 1. Juni «Das Friedensfest»
- 1891 11. Januar «Einsame Menschen»
- 1891 April. Reise ins Webergelände.
- 1892 16. Januar «Kollege Crampton»
- 1893 26. Februar «Die Weber»
21. September «Der Biberpelz»
14. November «Hannele»
- 1894 Januar bis Ende Mai. Erste Amerikareise.
Herbst. Marie Hauptmann siedelt mit ihren drei Kindern nach Dresden über, während Hauptmann nach Berlin geht.
- 1896 4. Januar «Florian Geyer»
2. Dezember «Die versunkene Glocke»
- 1897 Januar—Mai. Reise mit Margarete Marschalk nach Italien und in den Tessin.
- 1898 5. November «Fuhrmann Henschel»
- 1900 3. Februar «Schluck und Jau»
21. Dezember «Michael Kramer»
- 1901 27. November «Der Rote Hahn»
- 1902 29. November «Der Arme Heinrich»
- 1903 31. Oktober «Rose Bernd»
- 1904 Sommer. Ehescheidung von Marie Hauptmann.
18. September. Hauptmann heiratet Margarete Marschalk.

- 1905 4. März «Elga»
- 1905 Ehrendoktor der Universität Oxford.
- 1906 19. Januar «Und Pippa tanzt!»
- 1907 2. Februar «Die Jungfern vom Bischofsberg»
- 1908 11. Januar «Kaiser Karls Geisel»
- 1909 6. März «Griselda»
- 1909 Oktober. Erste Vorlesungsreihe: Berlin, Hamburg, Wien, Prag, Leipzig, München, Zürich.
- 1911 13. Januar «Die Ratten»
- 1912 14. Juni «Gabriel Schüllings Flucht»
- 1912 Verleihung des Nobelpreises.
- 1913 31. Mai «Festspiel in deutschen Reimen»
- 1914 17. Januar «Der Bogen des Odysseus»
- 1917 17. Oktober «Winterballade»
- 1920 28. März «Der Weiße Heiland»
- 1921 1. November «Peter Brauer»
- 1922 23. Februar «Das Opfer» («Indipohdi»)
- 1922 11.—20. August. Gerhart-Hauptmann-Festspiele in Breslau: Aufführung von 14 Dramen.
- 1924 Verleihung des Ordens Pour le Mérite (Friedensklasse).
- 1925 19. September «Veland» (Deutsches Schauspielhaus, Hamburg)
- 1926 20. November «Dorothea Angermann» (Theater in der Josephstadt, Wien, Kammerstücke München und 15 weitere deutsche Bühnen)
- 1927 8. Dezember «Hamlet» (Nachdichtung)
- 1928 Mitglied der Sektion Dichtung in der Preußischen Akademie der Künste.
- 1929 3. Dezember «Spuk»: «Die Schwarze Maske» — «Hexenritt»
- 1932 16. Februar «Vor Sonnenuntergang»
28. August. Überreichung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt.
- 1933 15. Oktober «Die Goldene Harfe»
- 1935 19. November «Hamlet in Wittenberg»
- 1939 3. Oktober «Die Tochter der Kathedrale»
11. November «Ulrich von Lichtenstein»
- 1941 15. November «Iphigenie in Delphi»
- 1943 15. November «Iphigenie in Aulis»
- 1946 6. Juni. Tod Gerhart Hauptmanns in seinem Hause in Agnetendorf.

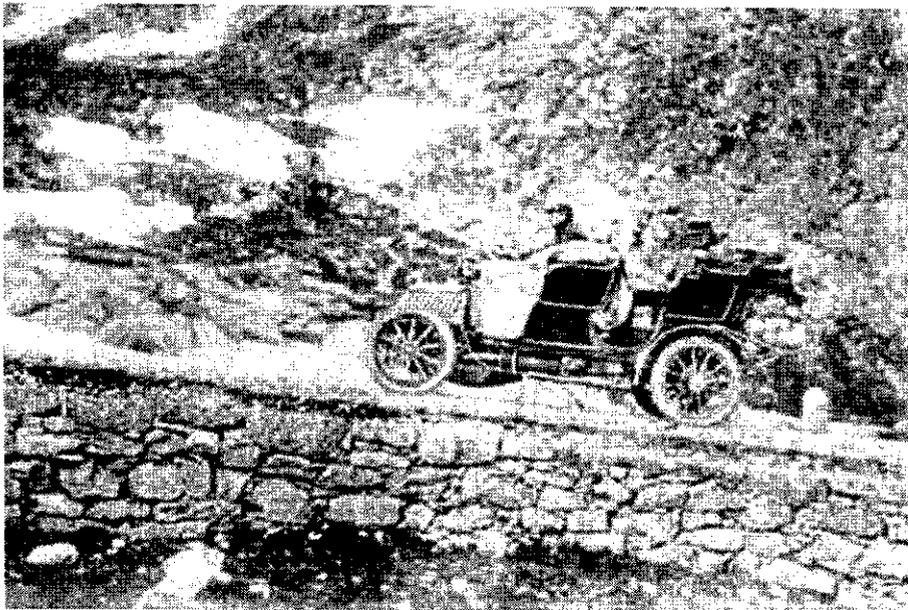
Auszug aus dem 1903 erschienenen Werk von Otto Julius Bierbaum:

Eine empfindsame Reise im Automobil

Von Bellinzona bis Brunnen

Wir sind dem feurigen Ofen entronnen; den Bergen nahe erfreuen wir uns kühler Winde und segnen die frische Schweiz. Italien ist ein anbetungswürdiges Land; man soll es das ganze Jahr lang anbeten, aber mit Ausnahme der Hundstage. Meine Frau will das zwar nicht zugeben, aber in diesem Falle muß ich sie als befangen ablehnen, und, wenn sie auch plötzlich recht traurig wurde, wie wir die Grenze ihres Landes hinter uns ließen, – im Grunde, glaube ich, ist selbst sie nicht traurig darüber, daß die Temperatur beginnt, erträglich zu werden, und auch sie hat das frischere Grün der Schweizer Fluren gerne gesehen. Ich für mein Teil hätte vor Vergnügen schreien mögen. – Übrigens entließ uns Italien nicht so schnell. Es dauerte beträchtlich lange, bis wir unsre zu Zolldepot gegebenen 110 Franken zurückbekamen. Schneller wurden wir sie wieder los, denn auch die schweizerische Eidgenossenschaft legt Wert darauf, ein solches Depot zu erhalten.

Morgen über den Gotthard! Dort liegt noch Schnee! Welch herrliche Aussicht!



Kurz vor dem Sankt Gotthard-Hospiz

Der Gotthard war uns als der einzige schweizer Gebirgspaß bezeichnet worden, dessen Überschreitung mit Motorwagen gestattet sei, und in Bellinzona bestätigte man uns dies mit dem Hinzufügen, dieses Erlaubnis sei allerjüngsten Datums, übrigens aber nicht viel wert, weil es sich von selber verbiete. Wenigstens sei ein Herr, des es kürzlich versucht habe, unverrichteter Dinge zurückgekehrt. – Durch solche Erzählungen muß man sich nicht irre machen lassen. Immerhin waren wir, als wir abfuhren, nicht gerade felsenfest überzeugt, daß wir über die 2111 Meter hinüber gelangen würden, und wir dachten schon daran, ob wir nicht wenigstens das schwere Gepäck mit der Bahn befördern lassen sollten. Aber die Zuversicht siegte, und der Adlerwagen hat sie nicht zuschanden werden lassen. Wir sind um 10 in Bellinzona abgefahren und um 7 in Brunnen angekommen, ohne daß uns der alte Sankt Gotthard auch nur ein einziges Mal Veranlassung gegeben hätte, kleinmütig zu werden; wir haben ihn »glatt genommen«. Allerdings nach der Melodie »Immer langsam voran«, – sonst hätte wir zu 136,4 Kilometer nicht neun Stunden gebraucht. Aber es bleibt für einen einzylindrigen achtpferdigen Motor eine sehr respektable Leistung, einen großen Wagen mit drei Personen und schwerem Gepäck, im ganzen eine Last von 22 Zentnern, über diesen Berg zu schleppen. Bis Airolo geht es ja im allgemeinen ohne allzuspitze Steigung ab; zwar erhebt sich der Weg von 232 Metern auf 1178 Meter, aber diese Steigung

verteilt sich auf 57 Kilometer. Dafür muß dann die Steigung bis zur Paßhöhe, also von 1178 Meter bis zu 2111 Meter innerhalb sechzehn Kilometer genommen werden. Das läßt sich nicht im Galopp machen. Und wenn es sich machen ließe, ich weiß nicht, ob mans täte. Die Fahrt ist so wunderbar schön, daß man durchaus nicht den Wunsch hegt, sie abzukürzen. – Es ist vielleicht die abwechslungsreichste Fahrt gewesen, die wir überhaupt gemacht haben. Sie begann im Bereiche fast südlicher Vegetation in einem üppigen Rebenlande mit Edelkastanien und Feigenbäumen und führte in kahle Höhen, wo noch meterdicke Schichten eisig verhärteten Schnees lagen, senkte sich dann in eine nördliche Gebirgslandschaft mit wunderbaren Nadelholzwäldern und führte schließlich durch das herrliche Seegelände, das die Heimat der Tell-Sage ist. Erst heute haben wir Italien eigentlich verlassen, denn das Land südlich des Gotthards ist italienische Erde, wenn seine italienischen Bewohner auch schweizerische Eidgenossen sind. Doch hat die Zugehörigkeit zur Schweiz in der Tat den Typus etwas verändert. Sie sind schwerfälliger, als ihre Brüder jenseits der rot-weiß-grünen Grenzpfähle. Auch fielen mir die vielen blauen Augen auf, und aus dem Ausdruck dieser Augen, wenn sie unsern Wagen sahen, bildete sich mir das Wort kuhäugiges Erstaunen. Auch war uns auffällig, wie ganz anders sich diese schweizerischen Menschen, die Italiener sowohl wie die Deutschen, unserm Wagen gegenüber verhielten, als alle übrigen Menschen bisher. Wo wir sonst hielten, um Wasser nachzufüllen oder aus sonst einem mit dem Wagen zusammenhängenden Grunde, kamen die Leute von allen Seiten herbei und trachteten, den Motor so nahe und so genau wie möglich anzusehen, wobei sie es nicht unterließen, Fragen an Meister Riegel zu richten, mehr oder weniger lebhaft, ja nach dem Temperament. Hier, in der Schweiz, nichts von alledem, obwohl gerade in dieser Gegend Laufwagen noch so gut wie unbekannt sind. Vielleicht, daß sich ein paar ganz junge Leute in fünf, sechs Schritt Entfernung aufstellen und das Ding mit äußerster Befremdung betrachten; das ist aber auch alles. Die anderen gehen mit einem Ausdruck vorüber, als wollten sie sagen: Gottlob, daß wir Engel des Tell davon entfernt sind, derlei Unfug mitzumachen. Und, fährt man auch noch so langsam durch ein Dorf, stets finden sich einige, die mit Amtsmiene gebieten: Langsam fahren! Es scheint, als ob jeder einzelne sich des Umstandes bewußt wäre, daß es von seiner Stimmabgabe mit abhängt, ob künftig solche Maschinen auf diesem, ihrem Grund und Boden verkehren dürfen. Einen besonderen lebenswürdigen Eindruck macht dies nicht, und es verrät auch nicht übermäßig viel Intelligenz. Wir sollten es aber auch noch ganz direkt erfahren, von welcher Art die Freiheit sein kann, wenn Bauern von ihr schrankenlos Gebrauch machen dürfen. – Vorher ein paar Bemerkungen über die Gotthardstraße. Den Eindruck alter großer Kultur, wie er von der Brennerstraße ausgeht, macht sie nicht. Sie hat ja auch längst nicht deren Alter. Sie ist viel wilder, rauher, und sie erhält in ihren oberen Partien auf dem südlichen Teil noch etwas drohendes durch die Forts, mit denen die Schweiz den Berg gegen Italien befestigt hat. Diese Forts sind nicht etwa malerische Festungsbauten im alten Sinne, sondern höchst typische Erzeugnisse jener modernsten Festungsbaukunst, die mit lauter Faktoren zu rechnen hat, die es ihr geradezu verbieten, malerisch zu sein. Alles ist darauf angelegt, möglichst wenig bemerkt zu werden. Nur daß hie und da eine breite, flache, überaus mächtige Kuppel sichtbar wird, oder in kolossaler Höhe eine wie mit dem Felsen verschmolzene Bastion. Einen wunderbar idyllischen Gegensatz zu diesen ins Gebirge eingelassenen Verteidigungswerken bildete ein schweizer Gotthardsoldat, der, im vollen Waffenschmuck des Kriegers, Helm auf, Säbel um, dasaß und die Umgebung mit Wasserfarben abmalte. Ein anderer aber, der, wie es schien, dazu befohlen war, verfolgte uns wohl eine halbe Stunde lang, bald vor, bald hinter uns auftauchend, indem er Abkürzungswege benutzte. Im übrigen begegneten wir oben keiner menschlichen Seele, hatten dafür aber Gelegenheit, eine ganze Rindviehprozession über ein Schneefeld zu beobachten. Schnee und Eis gab es überhaupt genug, aber in der Hauptsache nur über den Wasserläufen, nicht mehr auf der Straße selbst. An dem berühmten Hospiz fuhren wir ohne Einkehr vorüber, froh, daß es nun im beschleunigten Tempo bergab gehen durfte. Die Bremsen bekamen jetzt scharfe Arbeit, denn das Gefällt nach Norden ist sehr streng. Wir begegneten auf dieser Seite vielen Touristen, während wir auf der Südseite keinen einzigen Rucksack erblickt hatten. Bald erschienen auch Wagen (hinter Andermatt sogar sehr viele), und, was schlimmer war, solche mit schweizer Kutschern, die es für wichtiger halten, ausgiebig und laut zu schimpfen, statt sich um ihre Pferde zu kümmern. Zum Glück

verstanden wir den Sinn ihrer wütenden Expektionen nicht, da sie ernerdeutsch fluchten, also in einem Dialekt, der dem ans Hochdeutsche gewöhnten Ohre mehr wie eine unbegreifliche Anhäufung von Rachenlauten, denn als eine Abart deutscher Sprache erscheint. Wir beantworteten diese Konglomerate aus Ch-Lauten aufs freundlichste mit dem Gruße: Leben Sie wohl, mein Herr! und gaben uns im übrigen dem Anblick der hier wahrhaft grandiosen Natur hin. So gelangten wir glücklich, ohne irgend ein Pferd des Kantons Uri in ernstliche Verlegenheit gesetzt zu haben, über die Teufelsbrücke und schließlich nach Göschenen. Hier aber ereilte uns unser Geschick. Es hatte die Gestalt eines überlebensgroßen Polizisten, der sich wie ein Turm breitbeinig vor uns aufpflanzte, indem er abwechselnd äußerst laut und mächtig rief: Anhalte! Usschiege! – Nun bin ich zwar ein Mensch voller Respekt vor der Polizei, zumal, wenn sie in überlebensgroßen Exemplaren auftritt, aber ich lege einigen Wert auf höfliche Behandlung. Und so sagte ich meinesteils: Sehr schön! Aber, bitte, schreien Sie nicht so und erklären Sie mir ruhig und sachlich den Grund Ihrer Aufregung. – Anhalte! Usschiege! brüllte der Turm. – Wenn Sie so freundlich sein wollen und ruhig die Sachlage betrachten, erwiderte ich mit himmlischer Gelassenheit, so werden Sie unschwer bemerken, daß wir bereits halten, und ich kann Ihnen versichern, daß wir auch aussteigen werden, wenn Sie nur eine Andeutung darüber machen wollten, *warum* wir hier aussteigen sollen, wo wir keineswegs die Absicht haben, Station zu machen. – Diese längere und wohlgesetzte Rede besänftigte den Riesen von Uri, und er versicherte uns nun, unter deutlichem Ringen nach Höflichkeit, wir hätten nichts von ihm zu befürchten und möchten ihm auf die benachbarte Polizeiwache folgen, wo sich alles schnell schlichten werde. – Meine Frau sah sich schon in Kerkersbanden, Riegel meinte, das Gescheideste wäre, den Turm umzufahren, ich aber war gerührt von dem Streben des Enaksohnes nach Urbanität und folgte ihm mutigen Schrittes in die Heimstätte der erner Sicherheitsbehörde (wie meine Frau behauptet, hat es ausgesehen, als würde ein Klippschüler von seinem Lehrer in die Schule geschleppt). Was mir dort eröffnet wurde war dies: Die Polizei von Andermatt hat hierher telegraphiert: »Automobil hier durchgefahren; unmöglich es aufzuhalten« (Aha, dachte ich mir, die Andermatt haben keinen Riesen!) »Stellt es und verfügt nach dem Gesetze.« – Wieso? fragte ich; ist es nicht erlaubt, über den Gotthard zu fahren? – Doch, antwortete der Gewaltige, das ist erlaubt, und es ist auch erlaubt, im Kanton Uri zu fahren. – Na also! – Ja, aber es ist nicht erlaubt, von Andermatt nach Göschenen zu fahren. – Jetzt fängt der Riese an, Witze zu machen, dachte ich mir, denn das sah doch nicht anders, als wie ein Witz aus: Man darf zwar über den Gotthard fahren, muß aber in Andermatt wieder umkehren. Und ich entwickelte diesen Gedankengang ebenso logisch wie bescheiden. Aber weder meine Logik noch meine Bescheidenheit rührte den Mann des bewaffneten Gesetzes. Er sprach, und der Sinn seiner Rede war dies: Das mögen Sie mit dem Kanton Tessin ausmachen, der es erlaubt hat, über den Gotthard zu fahren. Wir in Uri erlauben eben bloß, von Göschenen weiter zu fahren. – Demnach hätte ich, fuhr ich unter andauernder Logik und Bescheidenheit fort, von Andermatt aus, da ja dort keine Eisenbahn ist, ein Ochsespann mieten und meinen Wagen bis hierher durch die Tiere befördern lassen müssen, deren Kopf das Wappen dieses Freistaates ist? – Das hätten Sie allerdings müssen, antwortete der Turm, der mich selbst sitzend weit überragte, wenn Sie den Gesetzen hätten gehorsam sein wollen. Da Sie es aber nicht getan haben, müssen Sie nach dem Gesetze bestraft werden. – Wieviel kostet es? fragte ich mit schnellem Verständnis. – Zwanzig Fränkli antwortete prompt der Übermensch. – Wie, rief ich, und wegen 20 Fränkli muß ich aussteigen? Das hätten wir doch auch draußen machen können? – Nein, erwiderte der Riese, ich muß Ihnen eine Quittung ausstellen. – Und tats. – Ich empfang meine Quittung, überreichte ihm, zur Einverleibung in das Archiv von Uri, meine Visitenkarte, nahm Stellung, machte kehrt und begab mich in den Wagen, um, so lange wir auf erner Boden fuhren, Meister Riegel beharrlich zur Langsamkeit zu mahnen, denn diesen Rat hatte mir das riesige Organ der Sicherheit von Uri noch mit auf den Weg gegeben: Schritt fahren, oder in jedem Falle sechs Franken Buße.

Ein paar Gedanken machte ich mir aber doch. Es ist begreiflich, sagte ich mir, daß das souveräne Volk von Uri, das zum größten Teile aus Pferdehaltern besteht, den Automobilen nicht grün ist; es ist ferner begreiflich, daß diese Pferdehalter den Wunsch hegen, man möge, wenn man schon keinen Wagen nimmt, dafür wenigstens an seinem Beutel bestraft

werden; – warum aber dann nicht gleich eine Tafel aufstellen mit der Aufschrift: Das Fahren im Automobil von Andermatt bis Göschenen kostet 20 Franken, zahlbar an den Riesen X? – Wenn man nun Eile hätte? Nicht jeder ist so verschwenderisch mit der Zeit wie ich. Aber freilich: Eile darf man hier im Automobil überhaupt nicht betätigen. Die Urner haben es sich vorgenommen, den Automobilisten den Schnelligkeitskitzel auszutreiben. Herr de Knyff, der schon ein Tempo von achtzig Kilometern in der Stunde ein »Schrittfahren« nennt, »bei dem man nervös wird«, sollte um Gotteswillen den Kanton Uri meiden; er würde hier der Verzweiflung anheimfallen. *Wir* sind übrigens ganz gerne, und auch außerhalb Uris, langsam gefahren, denn es wäre Sünde, sich hier zu beeilen. Die ganze Strecke ist *eine* große Herrlichkeit, das schönste an ihr aber die Fahrt auf der Axenstrasse. Doch es hieße, Touristen nach der Schweiz bringen, wollte ich das noch ausführlich behandeln.

Wunderlich berührt den, der den sagenhaften Charakter der Tell-Geschichte kennt, der Umstand, wie diese Figur hier allenthalben historisch genommen wird. Vielleicht an keinem Beispiel wird so klar, wie an diesem, welche gewaltige Bedeutung der Phantasie oder, wenn man will, der Kunst, schön zu lügen, auch für das Völkerleben innewohnt. Die Schweiz ohne Tell, – es ist kaum zu denken, und dennoch ist dieser Nationalheld nichts als ein Gebilde der Lust am Fabulieren, wie sie in jedem Volke steckt wie in jedem aufgeweckten Kinde. Aber wehe, wer das einem Schweizer aus dem Durchschnitte sagen wollte! Ich für meinen Teil würde es jedenfalls nicht gegenüber dem Goliath von Uri riskieren.

Otto Julius Bierbaum



Geboren am 28.6.1865 in Grünberg/Niederschlesien; gestorben am 1.2.1910 in Kötzschenbroda bei Dresden.

Der Sohn eines Gastwirts und Konditors, verbrachte seine Jugend in Dresden und Leipzig. Jura und Philosophie (auch Chinesisch) studierte er in Zürich, Leipzig, München und Berlin. Ab 1887 schrieb er Rezensionen und Feuilletons für verschiedene Zeitungen; 1889 gab er das Studium auf. Bis 1893 lebte er in München und Oberbayern, später in Berlin, Italien, Südtirol, und Wien, von 1900 bis

1909 in München und schließlich in Dresden. Einige seiner Werke:

- 1893 Studenten-Beichten
- 1896 Die Schlangendame (Roman, 1905 auch als Drama)
- 1897 Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive
- 1899 Das schöne Mädchen von Pao (Roman)
- 1899 Gugeline (Drama)
- 1900 Pan im Busch (Ballett)
- 1901 Irrgarten der Liebe (Lustspiel)
- 1903 Stella und Antonie (Drama)
- 1903 Eine empfindsame Reise im Automobil (Reisebericht)
- 1906/07 Prinz Kuckuck (Roman)
- 1908 Sonderbare Geschichten (Erzählungen)
- 1909 Yankeedoodlefahrt (Reisebericht)

Robert Walser, waghalsiger Poet

«Der Weisswein macht mich frech», schrieb er einer Freundin, «und daher bitte ich Sie höflichst, mich mit solchem zu verproviantieren.» Da ist sie, «die Unvorhersehbarkeit des nächsten Satzes», die Peter von Matt für Robert Walser charakteristisch nannte. Auch hier: Die Prinzessin lässt sich vom Stallknecht küssen, und sogleich herrscht sie ihn an: «Kein Gestammel, wenn ich bitten darf» – eine Szene aus den mehr als tausend «Prosa-stückli», wie er sie nannte, die er zwischen 1904 und 1929 in deutschsprachigen Blättern veröffentlichte.

Meist schrieb er ironisch gebrochen; manchmal anmutig wie von den Liebenden, die sich schüchtern zu küssen versuchen, «bis ihnen das Werk gelang und beide sich in zarten Zumutungen an-atmeten»; gern mit sprachmächtigem Übermut – so, wenn er einen Schauspieler über sich selber sagen lässt: «Ich bin, was meine ganze Naturanlage betrifft, einer der süsslichsten Kerls in Europa, meine Lippen sind Zuckerfabriken, und mein Benehmen ist ein total schokoladenes.»

Geboren wurde Robert Walser 1878 in Biel als siebentes von acht Kindern eines Kaufmanns. Mit 14 trat er eine Banklehre an, schon mit 20 sah er sein erstes Gedicht, mit 26 eine Sammlung seiner frühen «Stückli» als Buch gedruckt. Von 1905 bis 1911 lebte er überwiegend in der Weltstadt Berlin und schrieb dort kurz hintereinander drei Romane; sie machten ihn bekannt in der literarischen Welt, Franz Kafka bewunderte ihn, ja wurde in seinen frühen Werken zuweilen an Walser gemessen.

Doch der brachte es über eine einsame, ärmliche Existenz nie hinaus. «Ich stehe noch immer vor der Tür des Lebens», lässt er Simon sagen, die Hauptfigur des ersten Romans, «Geschwister Tanner». «Ich klopfе und klopfе, allerdings mit wenig Ungestüm, und horche nur gespannt, ob jemand komme, der mir den Riegel zurückschieben möchte.» Zwischen die Romane schob er Geschichten wie den «Lustspielabend», der ihm zu laut war: «Dann gab es eine Pause, und wieder bekam ich eines über den Schädel von der Musik, dass ich ganz wie von selber den Mund aufat, um hinzuhorchen.»

Der letzte Roman, «Jakob von Gunten», spielt in einem Internat, in dem die



Schüler wenig lernen, so dass sie es auch «zu nichts bringen werden». Jakob freut sich, seinen Vater los zu sein, «weil ich gefürchtet hätte, von seiner Vortrefflichkeit erstickt zu werden», und bittet den Lehrer, seinen mitgebrachten Hochmut «am unerbittlichen Felsen harter Arbeit zerschmettern zu dürfen». Doch geht es durchaus nicht nur komisch zu: Jakob träumt, er habe seiner Mutter ins Gesicht geschlagen – «der Schmerz über die Scheusslichkeit meines eingebildeten Benehmens jagte mich zum Bett hinaus». Und er sinniert: «Wenn ich es mir befehle, kann ich alles verehren, sogar das schlechte Benehmen. Aber es muss von Gold strotzen.»

1913 zog Walser nach Biel zurück. Er lebte in einer Hotelmansarde, mit geflickten Hosen und offenbar «mit wenig Ungestüm». Ein bisschen Verwahrlosung müsse um ihn sein, damit er sich wohl fühle, schrieb er 1914 im «Brief eines Dichters»; er liebe alles, «was alt, verschabt und verbraucht ist». Seinen Filzhüten schneidet der Dichter mit der Schere den Rand halb ab, «um ihnen ein wüsteres Aussehen zu verleihen». Und unvermittelt: «Ich liebe die Sterne, und der Mond ist mein heimlicher Freund. Die Stunden scherzen mit mir, und ich scherze mit ihnen.»

1921 bekam Walser eine Stellung im Berner Staatsarchiv. Er schrieb weiter, und bis 1929 wurde er auch gedruckt. 1926 antwortete er auf die Umfrage der NZZ «Gibt es verkannte Dichter unter uns?»: Er habe sich keineswegs über Ver-

kanntheit zu beklagen; Damen der Gesellschaft freuten sich, wenn er artig zu ihnen sei, und «jeweilen frühmorgens erquickt sich meine Daseinslust an feinstem holländischem Kakao».

1929 brachte seine Schwester ihn in der Heilanstalt Waldau unter. Bis 1932 schrieb er noch, und zwar so, wie er es sich schon 1924 angewöhnt hatte: mit Bleistift in Buchstaben von maximal drei Millimetern Höhe, seine «Mikrogramme» – lange nach seinem Tod in einem Schuhkarton entdeckt, mühsam entziffert und von 1985 bis 2000 in sechs Bänden publiziert. Gemeisselte Sätze stehen darin wie «Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich» oder «Niemandem wünsche ich, er wäre ich. Nur ich bin imstande, mich zu ertragen.» Oft aber entgleist ihm die Sprache, die ihn einst berühmt machte, zur blossen Gaukelei: Da bleibt einer, der zu ertrinken droht, «als flotter Herausarbeiter aus Nässlichkeitsmächten» am Leben.

1933 wurde Walser in die Heil- und Pflegeanstalt Herisau verlegt, mit Gewalt – Diagnose: Schizophrenie. Dort lebte er noch 23 Jahre lang. Einem Freund, der ihn herausholen wollte, schrieb der Arzt: «Sein Zustand ist verhältnismässig ein glücklicher. Lassen Sie ihn weiter hindämmern.» Mit 78 Jahren, Weihnachten 1956, fiel Robert Walser bei einem Gartenspaziergang im Schnee tot um.

Wolf Schneider
Illustration: Angelo Boog

Robert Walsers Leben und Werk

Robert Walser (1878-1956) gehört zu den rätselhaftesten Schriftstellern seiner Zeit. Geboren in Biel, absolvierte er nach der Schulzeit zunächst eine Banklehre. In den Jahren 1896 bis 1905 lebte er häufig in Zürich, arbeitete dort als Commis in Banken und Versicherungen, aber auch als Diener, Buchhändler und 'Gehülfe'. Seine ersten Gedichte, die 1898 erschienen, liessen ihn rasch zu einem Geheimtip werden und verschafften ihm den Zugang zu literarischen Kreisen.

Nach Erscheinen seines ersten, in Zürich entstandenen Buches »Fritz Kochers Aufsätze« folgte er 1905 seinem Bruder Karl nach Berlin, der dort als Maler und Bühnenbildner den Durchbruch erzielt hatte. In rascher Folge publizierte Walser nun seine drei Romane »Geschwister Tanner« (1907), »Der Gehülfe« (1908) und »Jakob von Gunten« (1909). Trotz eines bescheidenen Achtungserfolgs bei der Kritik konnte sich Walser im literarischen Leben der deutschen Hauptstadt nicht durchsetzen.

Im Gefühl, gescheitert zu sein, kehrte Walser 1913 in seine Heimatstadt Biel zurück. Im Dienstbotentrakt des Hotels »Blaues Kreuz« mietete er sich eine Dachkammer und schuf dort unter äusserst ärmlichen Bedingungen eine grosse Zahl von Kurzprosatexten, die zum Teil auch in Buchform erschienen (»Kleine Prosa«, 1917, »Poetenleben«, 1918, »Seeland«, 1920). Als Hauptwerk dieser Zeit gilt die umfangreiche Erzählung »Der Spaziergang«, 1918. Der im gleichen Jahr entstandene Roman »Tobold« blieb ungedruckt und ist heute ebenso verschollen wie ein weiterer mit dem Titel »Theodor« aus dem Jahr 1921.

Ab Anfang der 20er Jahre in Bern lebend, führte Walser seine Mansardenexistenz nomadisch fort. Obwohl er vielfach in literarischen Zeitschriften und Feuilletons bedeutender Tageszeitungen präsent war, konnte er nur noch ein Buch veröffentlichen (»Die Rose«, 1925). Zahlreiche Texte, darunter ein Roman (sog. »Räuber«-Roman, 1925), haben sich nur im mikrographischen Entwurf erhalten.

Infolge einer psychischen Krise geriet Walser Anfang 1929 gegen seinen Willen in psychiatrische Anstalten, die er nie mehr verlassen konnte. 1933 von der Berner Klinik Waldau nach Hertschwil verlegt, gab er das Schreiben vollständig auf und lebte dort noch 24 Jahre als vergessener anonymen Patient. Er starb am Weihnachtstag 1956 auf einem Spaziergang einsam im Schnee.

Walsers einziger Vertrauter in den letzten zwei Lebensjahrzehnten war der Zürcher Journalist und Mäzen Carl Seelig, der ihn regelmässig besuchte und mit ihm Wanderungen unternahm. Seinem Engagement ist die Rettung von Walsers Werk und Nachlass zu danken.

Obwohl Walser von Autoren wie Hermann Hesse, Kurt Tucholsky, Robert Musil, Franz Kafka und Walter Benjamin schon früh empfohlen und hoch geschätzt wurde, blieb er Zeit seines Lebens verkannt. Heute dagegen gilt er als der wichtigste Deutschschweizer Autor der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der Knabe

Ein Tierbändiger wurde eines Abends vor den Augen der Leute, die gekommen waren, um sich die Vorstellung anzusehen, von seinem Löwen, einem Prachtexemplar, angegriffen und so furchtbar zugerichtet, dass er, nachdem man ihn aus den Tatzen des Ungetüms befreit hatte, nur noch einen letzten
5 überaus traurigen Blick auf seine Frau und auf seine Kinder werfen konnte, worauf er, zerfleischt und zerrissen, wie er war, den Geist aufgeben und sterben musste. Die arme, derart ihres Gatten und Ernährers beraubte Frau sah sich hohläugiger, erbarmungsloser Verzweiflung gegenübergestellt; denn woher sollte nun das Geld kommen, und wer, wer um Gottes willen sollte nun
10 das gefährliche Geschäft der Tierbändigung mit einigem Glück weitertreiben? Der Verstorbene schien unersetzlich, und das Elend und der Jammer schienen allgewaltig; da trat, blitzenden Auges und getrieben von einer höchst staunenswürdigen Willenskraft, von Energie sprühend, gleich, als sei er eine hochauflodernde Flamme und kein zarter Knabe, der Sohn des eben Gestorbenen vor
15 die unglückliche Mutter und sagte ihr mit einer Stimme, die die Festigkeit und die eiserne Entschlossenheit durchzitterten, dass er und kein anderer jetzt den Beruf seines Vaters übernehmen und weiterführen werde. Ah, ein junger Held glühte, und nichts nutzten bei dem stolzen Feuerkopf die Vorstellungen, die die tödlich erschrockene Mutter dem Kinde machte. Er wartete den nächstfolgenden
20 Schauspielabend mit brennender Begierde ab, um seiner Mutter den Mut zu zeigen, der ihn beseelte, und als die Stunde gekommen war, trat er mit gebieterischer Miene, einem jugendlichen Fürsten ähnlich, die Peitsche und die Pistole nachlässig in der Hand, so, als sei er meilenweit davon entfernt, zu denken, sich irgendeiner andern Waffe als nur seiner Todesverachtung zu
25 bedienen, in den Käfig und errang schon mit dem bloßen Eintritt in denselben stürmischen Beifall. Atemlos schaute das Publikum von seinen Bänken dem herzbeklemmenden Schauspiel zu, und als der mächtige Löwe nun dem zarten, lieben, tapferen, schönen Knaben gehorchte und alles pünktlich ausführte, was von ihm verlangt wurde, sich dem Kind zu Füßen legte, er, der am vorherigen
30 Abend den Vater zerrissen hatte, erhob sich ein Tücherwinken, ein Geschenkezuwerfen, ein Klatschen und eine so gewaltige Begeisterung, wie die Menagerie sie nie zuvor erlebte. Der Knabe verdiente den Jubel, er lächelte. Doch wo nehmen wir die Worte her, die nötig wären, den mütterlichen Stolz und Jubel zu beschreiben, der nun mit ungestümen wilden heißen Küssen auf
35 die Wangen, auf das Haar und auf die kleinen Hände des Knaben regnete, als er wohlbehalten zu der Mutter zurückkehrte. Mit namenloser Liebe schaute sie dem Helden, den sie geboren hatte, in die Augen, und immer wieder, immer wieder, ganz überwältigt, musste sie ihn küssen, ihn, der dastand, so bescheiden, als verstehe er nicht, was er Großes und Schönes getan hatte.

Robert Walser

Ein reicher Herr besaß eine wunderschöne Tochter, die ihm mit der Zeit mißfiel, daß sie sozial dachte und ethische Veranlagung offenbarte. Aus ihrem vornehm geschnittenen Gesicht hoben sich Auffassungen ab, die zur Gepflegtheit ihrer seidenfeinen Haut in einem einerseits verzeihlichen, andernteils unfaßbaren Gegensatz standen. Wer hätte übrigens einer der zartesten Erscheinungen auf dem Gebiet gewählter Herkunft und sorgsamer Erziehung irgend etwas zu verzeihen gewagt? Dies würde einen Vorwurf vorausgesetzt haben, und anklagen und entschuldigen wäre gegenüber dem geistreichen, holden Mädchen impertinent gewesen. Ihr Herr Vater ließ sie, indem er ihr einen Teil seines Vermögens aushändigte, wie man sagt, fallen, ihr immerhin Glück auf ihren Lebensweg wünschend, der ihr gestattet, einem Literaten zu begegnen, der vor Besorgnis, etwas Unpassendes zu sagen, kaum imstande zu sein schien, die Feder zu ergreifen, vor der er eine denkbar unnahbare Haltung annahm. Der Literat, der zeitweise ein flüßchenumrauschetes, spalierviertes Bauernhaus, bald wieder eine Seltsamkeit zum Ausdruck bringende Empire-Wohnung innerhalb der Grenzen der Stadt bewohnte, brauchte bloß einen Blick auf die Tochter zu werfen, um in seinen sämtlichen Wesenheiten überzeugt zu sein, er könne ohne sie nicht existieren. Sie verschönerte und vervollkommnete sich durch sein Anschauen und Anerkennen von Minute zu Minute, derart, daß sie dachte, sie halte ihn in der Hand, und er sei ihr Besitztum, was sich in der Tat gewissermaßen so verhielt. Obgleich er sowohl nützliche wie überflüssige Bücher verfaßte, die hier gelesen,

dort mit Nichtbeachtung beachtet wurden, und obschon er in jeder Hinsicht in einer Art Aufstieg begriffen sein mochte, deutete sie, wenn sie in seiner Nähe saß und sah, wie er sie innerlich verherrlichte, ironisch auf ihre Stirne, um ihm begreiflich zu machen, er komme ihr närrisch vor. Aus nichts als Anbetung bestehend, irrte er, wenn die Natur ein heiteres Antlitz zeigte, stundenlang in einem sich aus anmutigen Bäumen zusammensetzenden Wald umher, wo er bald über einen Bach sprang, bald zu einer Blume ein Wort redete, die ihn teilnehmend anzulächeln schien. War er etwa kein Narr, der vor der Möglichkeit zitterte, seine Auserkorene finde ihn komisch? Bei all seiner beinahe übertriebenen Bescheidenheit sieht man sich genötigt zu glauben, er sei stolzer gewesen als die Stolz-scheinende, die unmerklich einem Handwerker ausübenden ihr Herz schenkte, der zu ahnen anfang, er werde später Minister.

Der Literat, der sich die Einsicht angeeignet hatte, seine Bemühungen in bezug auf das Inbetrachtfallende bei der zweifellos irgendwie Selbständigen seien vermutlich vergeblich, begab sich, auf seine Einkünfte gestützt, die ihm aus dem Büchermarkt zuflossen, auf etwas vom Interessantesten, was es gibt, auf Reisen, die ihn nicht nur historisch, sondern besonders auch aktuell beeinflussten. Rauschende Wasserfälle flößten ihm mittels ihres kraftvollen Sichbewegens Mut ein, während ihm die Besichtigung von Museen dasjenige Maß von Achtung vor der Vergangenheit beibrachte, dessen er bedurfte, um sein Gleichgewicht gleichzeitig zu beunruhigen und zu erfrischen. Eines Tages durch eine alte, stille Gasse schlenndernd, sagte ihm seine Seele, d. h. was er hiefür hielt, er werde hier etwas erleben. Kaum hatte er dies zu sich ge-

sprochen, stand eine Dame vor seinem nach allen Seiten Umschau abhaltenden Gesicht, die sich nicht versagen zu können schien, zu ihm zu sagen:

«Umsonst suchst Du Dich. Verstehst Du mich?»

Er wollte etwas erwidern; doch schon war sie seinem Blick entrückt. Rasch hatte er das Komische des Begegnisses vergessen.

Nicht lang hernach wurde ihm das Vergnügen zuteil, anlässlich seines Eintretens in ein fabrikmäßig gebautes Zinshaus, dessen viele Etagen etwas Belästigendes, ich meine Ameisenhaufenhaftes aufwies, eine Instichgelassene kennenzulernen. In der Stube, in die er hereingerufen wurde, duftete es nach Komfortabwesenheit. Manches wehmütige Lied schien hier schon frühmorgens oder an weitschweifigen Abenden gesungen worden zu sein. Hier schlief man um die Mittagsstunde verzagt ein, während vielleicht im Nachbargebäude munter musiziert wurde. In einem Bett lag ein Kind. Die Idee, dieses Lebewesen zum eigenen zu erklären und auf ferneres Herumziehen liebevoll zu verzichten, machte sich in seinem Denkkapparat nicht unangenehm geltend. An der Witwe oder Alleinstehenden war eine nicht durchweg unsympathische Magerkeit wahrzunehmen. Ihren Mund schmückte eine gewisse Bissigkeit. Die fest aufeinander liegenden Lippen erzählten von manchen zäh und geduldig ausgehaltenen Beharrlichkeitsproben. Auf's Küßen würde er bei der herben Gestalt nicht versessen sein, deren etwas komische Existenz ihn nichtsdestoweniger gleichsam bannte.

Bleibend Vertrauen zu erwecken, war sozusagen schön.

Robert
Valse